

Kochtrief verboten.

Ein Jahrbuch.

Novelle von H. Billinger.

Freiburg, 14. Februar 1832.

Ich danke Dir für das hübsche Buch mit der prächtig gestickten Decke, liebe Schwester, und Dein Wunsch, ich möchte Alles, was in mir und der Heimath vorgeht, für Dich hinein schreiben, soll erfüllt werden. Dann leben wir wieder zusammen, wie vor wenigen Jahren, und Dein Versprechen, das nächste Jahrbuch noch schöner auszustatten, als das erste, soll nicht der Hauptgrund sein, wenn ich dieses tüchtig ausfülle, — denn, liebste Caton, was giebt es jetzt nicht Alles zu erzählen, in welcher Zeit leben wir! Unser kleines Freiburg ist aus dem Schlendrian des Alltagslebens aufgewacht, und Deine Bemerkung: „Ist es wahr, daß man in Süddeutschland ganz polentoll sein soll?“ zeigt mir leider, daß Du schon etwas angesteckt bist von der strengen, kritischen Art des Denkens, wie es den Menschen im Norden eigen.

Als Polen noch im Kampfe mit Rußland stand, als die Riesenmacht desselben der kleinen polnischen Schar oft weichen mußte, als das begeisterte polnische Volk, seinem Losungsworte getreu, — Sieg oder Tod, — Wunderthaten verrichtete und schließlich durch vaterländischen Verrath seinen Untergang fand, da füllte Bewunderung und Mitleid jede Brust. Aber sie waren doch nur vorübergehend, diese Gefühle, so lange man eben die Zeitung in der Hand hielt. Wie anders wirkt nun der Anblick der erhabenen Trümmer des edlen Polenvolkes! O wunderbare Zeit einer allgemeinen Begeisterung, eines allgemeinen Vergessens jedes selbstischen Denkens und Thuns, eines allgemeinen Wohlwollens!

Am Samstag nach dem Tage ihrer Ankunft sahen wir die ersten polnischen Helden im Theater; es war natürlich mehr diesen als der „Stimmen von Portici“ wegen bis auf den letzten Platz besetzt. Leider hatte ich meinen Mann an diesem denkwürdigen Abend nicht zur Seite; Du kennst seine Abneigung gegen öffentliche Ovationen und was damit zusammenhängt.

Der Polen Eintritt wurde mit einem stürmischen Hoch begrüßt, worauf Grottedi von unserer Loge herab eine Rede hielt, in der er Deutschlands Freiheitseifer pries und mit einem warmen: „Es leben die braven Deutschen!“ schloß. In den Zwischenacten sangen unsere Rufensöhne Bundes- und Freiheitslieder, man schüttelte sich die Hände, weinte und war des Leides und der Begeisterung gleich voll.

Ich saß in unserer Loge zwischen Grottedi und Zarembedi, der so traurig ist, daß die Polen selbst ihm einmal ein Hoch brachten, als er lächelte. Und daran war Lenchen schuld, bei deren Vater die beiden Polen eine feurige Aufnahme gefunden.

Lenchen erzählte mir, daß sie noch spät am Abend ihren Bruder den Polen entgegen gesandt, damit er mindestens einen heimbringe. Es sei Mitternacht geworden, sie habe schon die Hoffnung aufgegeben, da sei Hermann plötzlich mit dem Rufe: „Ich hab' zwei!“ in's Zimmer gestürzt.

Von allen Polen, die ich bis jetzt gesehen und gesprochen, ist es Grottedi, der mir den bedeutendsten Eindruck macht. Er ist ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, hat durchaus nicht schöne, aber interessante Züge, einen feurigen Blick und einen blonden Schnurrbart; er trägt einen schlichten gelben Flaus-Überrock und eine schwarze Pelzklappe. Im Verkehr ist er ungemein chevaleresk und beinahe sanft zu nennen, besonders den Damen gegenüber; hat man ihn aber einmal über sein Vaterland oder öffentlich reden hören,

begreift man, daß er bei seinem Volke ebenso viel mit dem Worte, als bei dem Feinde mit dem Schwerte ausgerichtet hat.

21. Februar.

Sonntag wurde der polnische Feldherr Kosinski von Weller's Loge herab im Theater vorgestellt. Lenchen's Vater hatte einen die Polen verherrlichenden Gesang gedichtet, der bei Eröffnung der Bühne von einem Sänger vorgetragen wurde; der Chor der Männen, die Studenten und Damen in den Logen begleiteten den Gesang. Dann hörten wir zum ersten Male „Oberon“

von Carl Maria von Weber, und die Begeisterung für diese herrliche Oper riß die Herzen in einer Weise hin, daß man in eine Stimmung gerieth, deren Zauber ich nicht zu beschreiben vermöchte.

Grottedi fragte mich im Zwischenacte nach meinem Manne, ob er nicht polenfreundlich gesinnt sei, da man ihn nirgends sehe. Ich sagte ihm, daß Xaver seit zwölf Jahren an einem geschichtlichen Werke arbeite, welches sein ganzes Interesse in Anspruch nehme. „Ist das für Sie sehr angenehm?“ fragte Grottedi. Diese Bemerkung verwunderte mich etwas. „Die Hauptsache ist doch, daß ich stolz auf meinen Mann sein darf,“ gab ich zur Ant-



Schmeicheltüchchen. Von Federigo Mazzotta. — Siehe Seite 154.

wort. „Ich war noch sehr jung und dachte nicht daran, daß ich jemals seine Frau werden könnte, aber schon damals durchschauerte mich seine Beredsamkeit, sein leuchtender Blick, wenn er davon sprach, daß wir wohl aus der Geschichte wüßten, was einzelne Große dachten und leisteten, daß uns aber das Leben des Volkes und seine Entwicklung fast völlig unbekannt sei. Und daher hat er sich die große Aufgabe gestellt, die Geschichte der deutschen Handwerker zu schreiben.“

Uebrigens war ich froh, hinzuzufügen zu können, daß mein Mann mich auf den Ball begleite, der zu Ehren der Polen im Kaufhaus-Saale stattfinden sollte und zu welchem nur Freigesinnte eingeladen waren. Nun weißt Du aber, Caton, was mein lieber Professor für Eigenheiten hat und wie's ihn schwer ankommt, sich aus den längst vergangenen Zeiten, in denen er wühlt, plötzlich in der Gegenwart zurecht zu finden. Dein Ludwig ist eben nur wenige Jahre älter als Du, und da macht sich Alles viel kameradschaftlicher zwischen Eheleuten. Mein Mann ist vierzig, ich zwanzig; er behandelt mich wie ein Kind, und ich habe zu schweigen, wenn er sich gelegentlich wie ein solches beträgt. Schrieb ich Dir nicht, daß er kürzlich der Hofrätin Sottisen sagte wegen ihrer falschen Anwendung der Artikel? Und weißt Du auch, was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht? Durchaus nichts Außerordentliches, sondern die für eine Freiburgerin so seltene Beherrschung des Dativ und Accusativ.

1. März.

Nun sollst Du eine getreue Schilderung des erhebendsten Balles meines Lebens haben. Zuvörderst, — ich trug eine neue Frisur, sogenannte Keigelocken, buschig, aber leicht, wie frisch gefallener Schnee.

Mein lieber Professor benahm sich zu Anfang des Balles musterhaft; Du weißt, wie seelengut er ist, wie's ihn freut, mich froh zu sehen. Als Grotedi mit einer Anzahl Polen mir entgegen kam, ließ mein Mann sofort meinen Arm los mit den Worten: „Nun tanz', lieb's Weib, so lang' Dir's gefällt.“

Ich machte ihn mit meinen Polenfreunden bekannt, aber leider wußte er nicht viel mit ihnen anzufangen, und bald sah ich ihn mit Rotted, Weller und Lenchens Vater in einer Ecke des Saales sitzen und wußte ihn somit gut aufgehoben.

Ich tanzte nur mit Polen; o Caton, es sind Cavaliere in des Wortes idealster Bedeutung! Fast Alle tragen das Haar lang, und ihre meist bleichen, feinen Gesichtszüge haben einen unendlich melancholischen Ausdruck, was sie jedoch nicht hindert, wie von Sinnen darauf los zu tanzen.

Ich fragte Grotedi: „Tanzen Sie aus Schmerz so wild?“

„Nein,“ entgegnete er, „das thun wir aus Temperament.“

Lenchens Bruder, der gestern achtzehn Jahre geworden und seinen ersten Ball-Abend feierte, verzichtete den Polen zu Liebe auf jedes Engagement. Grotedi erzählte mir, daß der junge Hermann der Polen auserkorener Liebling sei, zugleich aber auch Aller Schrecken, denn er trenne ihnen auf offener Gasse die Knöpfe von den Röcken, um sie unter die Damen zu vertheilen, auch rage ihm stets ein Stammbuch aus jeder Rocktasche, und er ruhe nicht, bis man sich auf einem Blättchen mit seinem Namen berewigt.

„Ueberhaupt,“ sagte Grotedi, „wie können wir uns jemals einer so großen Güte, einer so edlen Zuverlässigkeit würdig zeigen! Wie ich höre, Madame, sollen Sie und Demoiselle Lenchen sogar für das Weißzeug der ihrer Habe beraubten Flüchtlinge Sorge tragen?“

„Gestehen wir,“ sagte ich, „daß mit dem Weinen und Singen im Theater nicht viel geholfen ist.“

„Das ist deutsch,“ meinte er lächelnd, „unsere Polinnen würden es dabei bewenden lassen.“

„Sie sind gewiß sehr schön, die Polinnen, nicht wahr?“

„Ja, wir haben herrliche Frauen, aber man muß sie in Warschau gesehen haben, in den vornehmen Kreisen der polnischen Welt, wo sie durch ihre Genialität und ihren wunderbaren Esprit sich ebenso als durch ihre Schönheit auszeichnen; in den Rahmen eines peinlich geregelten Haushaltes einer deutschen Kleinstadt würden sie weniger passen.“

„O,“ rief ich aus, „nichts wünsche ich sehnlicher, als eine Polin kennen zu lernen!“

Da lächelte Grotedi höchst sonderbar, und als ich ihn eben nach der Ursache seiner Heiterkeit fragen wollte, näherte sich uns Bilinski. Dieser Mensch trägt Locken bis auf die Schultern, er ist eine Caricatur der Melancholie, und seine Trauer erstreckt sich bis auf die Fingernägel. Mit ihm zu sprechen, gehört zu den größten Fatalitäten der Welt, denn er man sich's versteht, liegt er einem schluchzend am Halse, und man hat das Bewußtsein, eine höchst lächerliche Rolle zu spielen.

Wir saßen Kaver gegenüber, der die verwitwete Hofrätin zu Tisch geführt. Weller war der Erste, welcher eine Rede hielt, dann Lenchens Vater und einige andere Staatsräthe. Fast immer war es Grotedi, welcher antwortete, ach, und wie flossen ihm die Worte von den Lippen! Die Gedanken schienen ihm nur so zuzufiegen, und in vollendeter Sprache und schönster Form gab er sie den Hörern zum Besten. Wer fühlte sich nicht geehrt und gehoben, als er Baden's Theilnahme pries, als er Freiburg's Frauen ein Hoch brachte, mit einer Stimme, die wie Posaementon durch den Saal hallte. Und dann, als er in herzbrechenden Worten seine Heimath schilderte, sein schönes, stolzes Polen, das nun in Uebe lag, als er das grauen-erregende Schicksal eines jeden Einzelnen unter ihnen beschrieb und mit der Frage schloß: kennt die Freiheit größere Märtyrer als Polen's unglückliche Söhne?

Alles weinte laut: „Es lebe die Freiheit,“ ging's von Mund zu Mund, — „Polen hoch!“

Lenchen hing an meinem Halse: „O Anna,“ flüsterte sie, „wir wollen eine Revolution anstiften, — Hermann ist gleich dabei, — wir gehen von Haus zu Haus und feuern die Männer an, — wenn Du willst, kommt's gewiß zu Stande!“

Ihre Reden machten mich ganz wirr, der Wunsch, zu helfen, zu rächen, entflammte auch mein Inneres, allein ich war überzeugt, daß ich mit solchen Gedanken meinem Manne nicht kommen dürfte.

Es war die Hofrätin, welche uns aus dem höchsten Empfinden in die banale Wirklichkeit zurückführte. „Wissen Sie auch 's Allerneueste,“ sagte sie in ihrem unverfälschten Freiburger Dialect zu meinem Manne, „ich hab' gehört, sie hätten der König zu einem Jüstemilieuaner gemacht hinten im Württembergischen, und er sei ein Fürstentum geworden mit dreitausend Gulden Gehalt und hab' dafür Freiburg verrathen.“

„Frau Hofrätin,“ erklärte mein Mann, „das sind böse Reden, die Sie nicht hätten wiederholen sollen —“

„Freilich,“ ereizte sie sich, „ich laß mir nicht der Mund verbieten, wenn ich was weiß, und wenn wir in der König unser Vertrauen gesetzt und geglaubt, er gehör' zu die Freimüthigen, so darf der Conträr nicht verschwiegen bleiben.“

Mein Mann klopfte an's Glas und erhob sich: „Unsere werthen Gastfreunde, die wir mit so warmer Sympathie bei uns empfangen, gestatten mir wohl, hier ausnahmsweise eines deutschen Mannes zu gedenken; der böse Leumund hat sich seiner bemächtigt, und ich halte es für meine Pflicht, den Anwesenden in's Gedächtniß zu rufen, was für ein echter deutscher Kämpfer dieser Mann stets war, der Anno vierzehn gesungen: ‚Geliebtes Volk der freien deutschen Eichen! Der Fehler nun, der ihn aus Freiburg fortgetrieben, ist freilich ein sehr großer, allein er dürfte deshalb einigermaßen verzeihlich sein, als er mit Falschheit oder Verrath nicht das Geringste zu thun hat. König ist einfach ein Nachtrager, die Generosität des Vergessens fehlt ihm, und sich daher außer Stande fühlend, unfern werthen Gästen ein freundliches Gesicht zu zeigen, — nur aus kleinlichem Aerger, weil Polen Anno vierzehn nicht ganz so enthusiastisch für Deutschland schwärmte, als er es damals für nöthig fand, — macht er sich aus dem Staube und erlaubt sich ein paar Kraftäuserungen rein privater Natur. Abgesehen von dieser beklagenswerthen Schwäche, erkläre ich hiermit, daß es keinen deutschen, keinen freimüthigeren und keinen braveren Menschen giebt, als meinen Freund König, auf dessen Wohl ich dieses und noch manches Glas leeren werde.“

Rotted war der Erste, welcher meinem Manne die Hand drückte; die Studenten brachten ihm ein Hoch, mir aber wäre angenehm gewesen, der Boden hätte sich aufgethan und mich verschlungen; ich getraute mir nicht, Grotedi anzusehen, und die Todesstille der sonst so lebendig sich äußernden Polen bewies genugsam, was sie von den Gesinnungen meines Mannes hielten. Die Hofrätin aber verkündete:

„Meiner Lebtag laß' ich mich nicht mehr von Ihnen an der Tisch führen, Herr Professor, denn jedesmal machen Sie mir eine Geschichte! Auf mich haben Sie jetzt der Leumund gemünzt und blamiren mich in einer öffentlichen Red', und das letzte Mal haben Sie mir Sottisen gemacht über der ganz harmlosen Bemerkung, daß ich mitten durch der dicke Schmutz in die untere Pfarrei gegangen sei.“

„Liebe Frau Hofrätin,“ sagte mein Mann und hielt ihr lächelnd das Glas hin, „es ist ja nur der Accusativ, der unsere Seelen zuweilen entzweit.“

Sie schaute ihn höchst verwundert an: „Ich kenn' ja der Kerl gar nicht.“

„Das ist's ja eben,“ lachte mein Mann auf. Er blieb, als sich Alles vom Tische erhob, ganz allein sitzen; er müsse erst wieder seine Schuhe anziehen, sie hätten ihn gedrückt, und er sei nicht der Mann, sich von irgend etwas drücken zu lassen, am wenigsten von seinen Schuhen. Alles lachte, und es nahm sich höchst spaßhaft aus, wie sich die jungen Akademiker um die Ehre

sritten, ihrem Professor die Schuhnebel zu binden. Ich aber schämte mich seiner großen Nonchalance und wünschte von Herzen, unsere Deutschen profitirten etwas von den chevaleresken Sitten der Polen.

3. März.

Lenchen kam heute in aller Frühe angestürzt, — wir saßen noch beim Kaffee, — warf einen Knäuel schwarzrothgoldener Bänder mitten auf den Tisch und stimmte die Marieillaise an.

„Oho,“ sagte mein Mann, „kann man noch fertig frühstücken?“

Da wurde das kleine Lenchen ganz wild: „Lachen Sie nur, Herr Professor, es geschieht doch! In Hamburg und bei uns zugleich, und ich bin der Meinung, man setzt sofort Rußland an allen Ecken und Enden in Brand —“

„Lenchen,“ fiel ihr mein Mann in's Wort, „das keinem Käse was zu Leid thun kann, will die Herren Russen an Grausamkeit übertreffen?“

Da flog sie wie ein Wirbelwind durch's Zimmer. „In mir ist nichts als Rache, ich kann nicht still sitzen und zusehen, wie man die edelste Nation hinschlachtet, ich muß helfen, und ist's auch nur durch das Anstimmen der Marieillaise, — wer jetzt maßvoll ist und neutral, der ist ein Unmensch, ein Aristokrat, — das Maß hat noch nie etwas ausgerichtet, nie!“

„Verblendete kleine Person,“ sagte mein Mann. „Alles richtet das Maß aus in der Welt, denn aus ihm spricht der Friede, und der Friede ist das Glück der Völker, nicht Krieg und Revolution.“

„So soll man sich lieber knechten lassen, als rebelliren!“ schrie Lenchen.

„Halt, liebes Kind, die Revolution, die Sie jetzt im Sinn haben, geschähe aus Mitleid für die Polen, und glauben Sie mir, das wäre in der Zukunft ein wunderliches Datum in der Geschichte, wenn es hieße: das träge Deutschland wachte endlich auf und richtete sich zu Grunde für Polen's Sache. Räht den armen Flüchtigen Hemden und laßt sie hoch leben, heult mit ihnen, so viel Ihr wollt, wenn's Euch Spaß macht, aber,“ — und er packte die Bänder auf und warf sie in den Ofen, — „damit besaßt Euch nicht, das ist zu ernsthaft.“

Nachdem mein Mann gegangen, saßen wir eine Weile still; plötzlich brach Lenchen in die schluchzenden Worte aus: „Man hat Zarembedi's fünfzehnjähriges Schwesterchen nach Rußland geschleppt, wo es vor Heimweh gestorben ist, — o Anna, dafür hab' ich wollen Rußland in Brand stecken!“ —

30. März.

Grotedi sucht mich fast täglich auf; ich bemühe mich, durch mein Benehmen so viel als möglich die kühle Zurückhaltung meines Mannes auszugleichen. Daß Grotedi sich durch dieselbe verletzt fühlt, merke ich an der stolzen Art und Weise, womit er Kaver aus dem Wege geht, wie er auch vermeidet, von ihm zu sprechen.

Ich hatte liebe Gäste; Lenchen, Zarembedi und Hermann nahmen den Kaffee bei mir; auf Grotedi mußten wir warten; er allein ist nämlich von all' seinen Mitbrüdern noch reich zu nennen, und so bringt ihn seine großartige Freigebigkeit beständig mit den Unbemittelten und Kranken zusammen, die ihn auf Tritt und Schritt verfolgen. Mit einem stürmischen: „Endlich schlägt mir die beste Stunde des Tages“, trat er über die Schwelle. Tief bewegt führte ich ihn zu meinem Lieblingsitz am Fenster, damit er den schönen Blick auf's Münster und den dahinter liegenden Schloßberg genieße. Er zog es aber vor, die Namen der Bücher auf dem kleinen Gestell herunter zu lesen: Schiller, Jean Paul, die Messiade, Schulze's Zauberrose, Ehrenberg's Würde der Frauen, Herder's Ideen zur Philosophie der Menschheit. „Das also lesen Sie, und das Letztere mit Vorliebe, denn es ist voller Zeichen —“

Ich nahm meine Arbeit und setzte mich Grotedi gegenüber; ich sagte ihm, wie dieses Buch mir so viel des Schönen und Guten gegeben, wie ich mich immer wieder an der reinen Humanität, an dem Wahren, Göttlichen erbaue und die reine, überzeugende Sprache mich im Guten befestige und kräftige. Wir sprachen lange und eingehend von den höchsten Gütern der Menschheit, Freiheit, Freundschaft, Kunst und Natur. O Schwester, welch' hohe Bildung ziert diesen Mann! An Beredsamkeit ist er ein Cicero, an Tapferkeit ein Kriegsgott. Und wie ergreisend ist es, wenn er mitten im Erzählen aufseht: „Als wir noch glücklich waren!“

Wir kamen überein, den Nachmittag durch einen Spaziergang auf den Schloßberg zu beschließen; der Abend war wundervoll; weit und breit zeigte sich kein menschliches Wesen; wir machten auf der Ludwigshöhe Halt, und es war mir eine stolze Freude, unsere Gäste vor die Gedenktafel der Herzöge von Zähringen zu führen, den Erbauern und Stiftern der altherwürdigen

Stadt Freiburg. Bäume und Gesträuche rings um uns her prangten im zartesten Grün, im Hintergrunde erhob sich das noch mit Schnee bedeckte, jetzt von der Sonne beschienene Gebirge. Ach, und die schöne, weite Rheinebene, von den Vogesen zart umgrenzt, die ganze frühlingssathmende, friedlich vor uns ruhende Gotteswelt erschien mir plötzlich so schön, so herrlich und bezaubernd, wie nie zuvor in meinem Leben. Aber auch Lenchen mußte Ähnliches empfinden, denn sie breitete mit einem Male ihre Arme weit aus und rief in die tiefe Stille hinein:

„O du mein liebes, liebes Freiburgle!“

„Ja auf liebe Freiburgle,“ sagte Zarembecki, und nichts war köstlicher, als ihn dies mit seinem melancholischen Gesicht, in der ernsthaftesten Weise vorbringen zu hören. Lenchen, die jedesmal, wenn er den Mund aufthat, sich vor Lachen nicht zu helfen weiß, rannte in den ersten besten Waldweg, wo sie sichernd auf eine Bank saß.

Zarembecki meinte: „Muß Mademoiselle Lenchen sehr, sehr, sehr zart,“ und beeilte sich, seinen Vorfall auszuführen.

Während dessen erzählte Hermann dem etwas zerstreuten Grotcki, daß die Studenten eine Illuminationsfeierlichkeit zu Ehren der Polen vorgeschlagen, bei den Stadträthen aber übel damit angekommen wären, da die sechshundert Gulden Illuminationskosten zu Ehren des Erzbischofs der Stadt schon genug gekostet hätten.

„O, diese Philister,“ rief Hermann, „daß man von solchen Philistern abhängen muß!“ — „Wir Polen werden Freiburg auch ohne die Illumination nicht zu vergessen vermögen,“ sagte Grotcki, und sein Gesicht drückte eine so tiefe Trauer aus, daß ich mich beeilte, ihm einige heitere Episoden, die sich bei dem damaligen Fest ereignet, zum Besten zu geben. Er lächelte, — herzlich lachen habe ich ihn noch nie gehört, — und küßte mir die Hand, indem er etwas in polnischer Sprache murmelte. Ich unterbrach ihn: „Es ist unfreundlich, den Leuten etwas in einer ihnen fremden Sprache zu sagen.“

„Und wenn mir nun das Herz zu überfull gewesen wäre,“ lautete seine Antwort.

„Aus Ihrem Herzen kann doch nur Edles und Gutes kommen.“ Ich hatte noch nicht ausgerebet, als Lenchen wie ein Pfeil aus dem Waldweg geschossen kam und mich beim Arm ergriff:

„Am Gotteswillen, komm,“ flüsterte sie, und eh' ich mich's versah, riß sie mich mit sich den Berg hinab.

„Anna, ich glaube, ich bin verlobt,“ stammelte sie halb lachend, halb weinend, „er behauptete, sein Herz habe eine große Hit,“ und als ich mich darüber todt-lachen wollte, unterstand er sich, mich zu küssen und kleine Braut zu nennen, — und anderes dummes Zeug.“ — Sie war nicht zu bewegen, sich von Zarembecki zu verabschieden, und ich brachte sie nach Hause.

12. April.

Lenchen kam diesen Morgen angestürzt mit der Nachricht, daß Zarembecki eben bei ihrem Vater sei. Wir weinten mit einander. Lenchen ist ohne Vermögen, Zarembecki hat gar nichts, nicht einmal eine Stellung; aber die energische kleine Person ist entschlossen, mit dem geliebten Mann nach Sibirien zu wandern, mit ihm zu hungern, wenn's sein muß. Und ich bin überzeugt, sie setzt ihren Willen durch, denn sie hat es noch immer fertig gebracht. Ich aber, wie soll ich mir das Leben fernher ohne Lenchen denken; mit ihr scheidet die Sonne aus meinem Dasein, was vielleicht eine Frau, die einen tüchtigen, edlen Gatten hat, nicht sagen sollte. Allein, liebe Caton, Dein Landbaumeister hat eben Zeit für Dich, Ihr tauscht über Tisch Eure Gefühle gegen einander aus, Ihr lest des Abends ein erbauliches Buch mit einander oder seht liebe Freunde bei Euch. Mein guter Mann kommt so müde zu Tisch, daß ich es für meine Pflicht halte, ihm die wenigen Augenblicke der Ruhe nicht auch noch durch Fragen und Reden zu stören. Ach, und welches Interesse hätte ich für seine Arbeit! Ich versichere Dich, ich beneide seinen Schreiber, ich denke manchmal, — so viel wie der verstünd' ich auch, und noch mehr, — und wie prächtig hätte ich Zeit dazu! Wenn man doch uns Frauen auch etwas zutrauen wollte!

24. April.

Welch' ein Glück! Lenchens Vater verlangte von Zarembecki, daß er sich in Freiburg niederlasse, und der edle Mensch tritt in die Kunzerische Cichorien-Fabrik ein und hängt seine flotte Wlanen-Uniform nebst allen Ansprüchen seiner Geburt an den Nagel. Das nenne ich eine Liebe! Ob Grotcki einer solchen fähig wäre?

27. Mai.

Heute hat trotz allem Mißrathen und Unterjagen von Oben ein Freiheitsfest in Ottilien von den Studenten und Bürgern, die das Hambacherfest im Geist mitfeiern wollten, stattgefunden.

Wir kamen von Littweiler, wo Lenchen ihre Braut-träubele gab, als wir mitten in den Heimzug der über

hundert Männer geriethen, welche einem wandelnden Wald gleich einherzogen; sie trugen alle große Eichenäste und kamen singend die Karthäusergasse herauf; als sie unserer ansichtig wurden, bildeten sie Spalier; ein paar Studenten sprangen hinten auf die Wagen, die Eichenzweige kreuzweis über die Freiheitsmänner haltend.

„Es lebe die Freiheit!“ umbrauste es uns, „Hoch, Deutschland! Hoch, Polen!“

Welter, der mir gegenüber saß, sprach, dann Grotcki, und wie ein Lavaström goß sich das Feuer seiner Rede über die berauschte Menge. Ich weiß nicht, wie es kam, — er küßte mich, — in demselben Augenblick vernahm ich ein lautes Auslachen, und das wuthverzernte Antlitz Bilinski's beugte sich über den Wagenschlag. Er wollte etwas sagen und hob die Faust gegen Grotcki, allein schon waren die Pferde ausgespannt, und die Mäusenöhne fuhren uns singend durch die große Gasse, an's Breisacher Thor, wo wir bei Welters ausstiegen. Ganz Freiburg war in Aufruhr, wir traten an's Fenster und blickten auf das Gewoge der vielen Hunderte von Menschen. Grotcki stand an meiner Seite.

„O, rief ich aus, es ist der Tag der Freiheit, ich fühl's, sie ist uns heut' geboren, — von Hambach wehen uns die Lüfte das alte Freiheitslied herüber:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“

„Es ist der Tag des Glückes,“ flüsterte Grotcki, „denn ich habe Sie in meinen Armen gehalten.“

Ich schaute ihn groß an. „Das Unglück hat uns verbrüderet, mein Freund, honny soit qui mal y pense!“

6. Juni.

Ich sah Grotcki geistlich die ganze Zeit nicht; gestern traf ich ihn endlich bei der Hofrätin, welche den Polen zu Ehren ein Fest gab. Er kam mir entgegen wie immer, und sein Benehmen ließ an edler Zurückhaltung und achtungsvollem Ernst nichts zu wünschen übrig. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich einer in der Erregung gesprochenen Aeußerung so viel Wichtigkeit hatte beimessen können. Pflügt doch mein Mann zu behaupten: man müsse immer neunundneunzig Procent von dem abziehen, was ein Pole sage.

17. Juni.

Das Offiziercorps, welches sich bis jetzt ziemlich von der allgemeinen Begeisterung ausgeschlossen, änderte plötzlich seine Taktik und gab den Polen ein Mittagsmahl in der Stadt Wien. Lenchens Vater hatte den Einfall, uns in der Gesellschaft der treuesten Polenfreunde auf einen Nachmittagskaffee dahin zu führen. Der Speisesaal war überfüllt; an der langen, mittleren Tafel saßen die Offiziere mit ihren Gästen, an den kleineren Tischen und in den Nebenstuben die Studenten. Bei unserem Eintritt erhob sich Alles mit einem stürmischen Hoch. Ich sah Hermann, das Cerevis auf dem linken Ohr, von einem Polenherzen zum anderen fliegen, und ohne daß eigentlich eine besondere Veranlassung dazu gewesen wäre, ertönte alle Augenblicke ein Aufschluchzen, das mit einem lauten Ruf endete. Grotcki hatte eben gesprochen, als sich Bilinski am unteren Ende der Tafel erhob, und es war, als ob sich plötzlich ein Frost über mein noch eben warm schlagendes Herz lege.

Er begann: „Meine Herren, ich spreche nach reiflicher Ueberlegung, weil ich es für meine Pflicht halte; Sie Alle wissen, ich bin ein Edelmann, zu jeder Zeit bereit, Satisfaction zu geben. Ich erkläre hiermit, daß ich den Namen Grotcki in Polen nie gehört, und daß es einer ganzen Anzahl meiner Landsleute ebenso geht. Wir Alle, selbst die Reichsten unter uns, sind fast vollständig verarmt, Grotcki allein zeichnet sich durch splendide Wohlthätigkeit aus; er schließt sich halbe Tage in sein Zimmer ein, und es gehen Brieffschaften von ihm nach Rußland ab. Meine Herren, Grotcki ist ein russischer Spion!“

„Ha, schimpflicher Verdacht,“ schrie Grotcki auf; ein entsetzlicher Tumult entstand, seine Freunde sammelten sich um ihn. Bilinski wurde insultirt, auch er hatte eine Schar um sich, die ihn zu vertheidigen suchte; etliche Offiziere zogen die Degen.

„Ruhe!“ gebot der Oberst mit Stentorstimme und wandte sich an Grotcki:

„Vertheidigen Sie sich, mein Herr; tragen Sie einen falschen Namen, so nennen Sie uns den wahren, damit wir wissen, woran wir sind.“

Ich weiß nicht, was in mir vorging; ich sah nichts als Grotcki's wild verzerrtes Antlitz, seine blaffen, bebenden Lippen, die sich öffneten und schlossen, ohne einen Laut hervorzubringen, es riß mich wie mit Gewalt von meinem Stuhl in die Höhe.

„Bevor Sie reden, bevor Sie sich vertheidigen, Grotcki, nehmen Sie durch meinen Mund die Versicherung Ihrer deutschen Freunde, daß wir nie an Ihrer Ehre, nie an Ihrer Vaterlandsliebe, und nie an der Lauterkeit Ihrer Gesinnungen gezweifelt.“

Wie aus weiter Ferne umbrauste mich ein Hoch, meine Füße trugen mich nicht mehr, ich sank auf einen Stuhl.

„Sie haben mich mir selber wieder gegeben,“ flüsterte Grotcki, dann sprach er mit einer Stimme, die hart und fest wie Stahl klang:

„Mein wahrer Name, den ich lieber verschwiegen hätte, ist Kosjonosky; es sind von den Russen dreitausend Ducaten auf mein und meines Vaters Haupt als Preis gesetzt. Mein Schloß liegt in Asche; ein alter Diener hat meinem Vater das Leben gerettet, indem er auf das Crucifix schwur, daß mein Vater Grotcki heiße und ein Kammerdiener des Hauses sei. Ich nannte mich ebenfalls Grotcki, um mich mit meinem alten, in der Gefangenschaft schmachtenden Vater in Verbindung setzen zu können. Diente ich Rußland's Sache, suchte ich wohl nicht Deutschland's aufgeregte, freiheitsdurstige Herzen für Polen zu begeistern.“

Der Ton, in dem er das sagte, die Blässe seines Gesichtes, aus dem die ganze Hoheit einer tief verletzten Seele sprach, war so hinreißend, daß die ganze Krieger-schar in Thränen ausbrach. Grotcki reichte dem Obersten seine Brieftasche und dieser, nachdem er einen Blick hinein gethan, umarmte den Edlen stürmisch. Alles drängte sich herbei, um mit ihm anzustoßen, ihn an's Herz zu drücken; Bilinski mit seinen Anhängern verschwand.

Pötzlich wurde der Tumult von einer Anzahl Studenten unterbrochen, welche mit der Nachricht in den Saal stürmten, es sei ein polnischer General auf der Herreise, und das Corps der Schwaben habe sich aufgemacht, ihn zu empfangen. Wir eilten vor die Thüren; singend und jubelnd, mit brennenden Fackeln zog die Jünglingschar die Landstraße einher, den ausgespannten Wagen in ihrer Mitte. Aber wie groß war Aller Erstaunen, als statt eines Generals eine wunderschöne Frauengestalt aus dem Wagen sprang; sie trug ein schwarz und weiß gestreiftes Kleid, und eh' sie und wir's uns versahen, hoben die Studenten sie mit einem „Polen Hoch!“ auf die Schultern und trugen sie herein in den Saal. Wie eine Kriegsgöttin, mit ausgebreiteten Armen und fliegenden Locken schwebte sie ein paar Augenblicke über den Häuptern der Anwesenden; dann sprang sie auf die Erde, sich ohne Unterschied den Polen und Deutschen an die Brust werfend.

Sie ist eine Gräfin, hat ihren Mann und ihr Vermögen verloren, bereist Deutschland und giebt Concerte auf der Flöte.

(Schluß in nächster Nummer.)

Radtraß verboten.

Meine Rose.

Eine Phantasie von Frida Brauch.

Ich war dem Gewühl der Großstadt entflohen. Das chaotische Geräusch, das sonst einer Brandung gleich an meinem Arbeitszimmer sich brach, lag hinter mir. In der Vorstadt, weitab vom Verkehr, dort, wo die Häuser und Straßen die monotone Reihe durchbrochen, um Wald und Wiesen Durchblick zu gewähren, dort schlug ich mein Asyl auf.

Wir war's, als wäre mit dem alten Gerümpel auch ein Theil meines grübelnden, reflectirenden, nervenempfindenden Cultur-Jahs in den ruffigen Stadtmauern geblieben, und mich überkam ein Wohlgefühl, wie etwa bei einer gelindenden Neuhäutung; gleich dem Schulknaben, der nicht müde wird, die erste Rüstung, das verrostete Spielzeug in der Kumpelkammer immer wieder zu betasten und sie den entwachsenen Gliedmaßen anzupassen, stand ich stundenlang am Fenster meines Wohnzimmers und belauschte wie ein Traumbild aus der Kindheit goldenen Tagen das Treiben auf dem Bauernhofe drüben. Bewundert betrachtete ich die einfachsten Vorgänge; die Eintracht zwischen Hund und Kage, die ich in der Stadt als unversöhnliche Feinde sich bekämpfen sah, die Fürsorge der Henne, die bei jedem guten Bissen die Küchlein herbeigaderie, die überlegene Reichhaltigkeit des Hahnes, Alles erschien mir so neu und doch so vertraut! Und wie trat hier die mondbelegte Zaubernacht in ihr volles, strahlendes Recht. Ihr moderner Rivale, das „Electrische“, hatte bis hierher sein Gebiet noch nicht erweitert. Hier war der gute Mond noch im Vollbesitze des Terrains und umhüllte Wiesen und duftende Frühlingsblüthen mit seinem bleichen Schimmer.

Das Barometer der Bauern hatte sich jedoch wieder einmal bewährt. Der Hof, der meinen stillen Freund am Firmament consequent umgab, deutete auf Regen, und eines Morgens war mein Dorf-Idyll einem lehmigen, unpaffirbaren Chaos gewichen, dem der verwehnte Stadtmensch keine angenehme Seite abzugewinnen vermochte. Nicht so die Schar von Gassenjungen, die heute im erhöhten Kraftgefühl ihrer Barfüßigkeit auf dem Plane erschienen, so siegesgewiß, wie etwa ein Trupp Pioniere im kritischen Moment. Den stauenden Wassermengen einen Abfluß graben, das Wasser mit Hüfte der Stöße in ein neues Bett leiten, den Damm mit Händen und Füßen immer höher errichten, das schien für die kleinen Ingenieure eine gar vertraute Arbeit; winkte ihnen ja als Lohn der breite, schäumende Strahl aus der Dachtraufe, wo sie so recht con amore plätscherten, bis ihre Füße wieder in ungewohnter Weiße schimmerten. Jauchzen und Jubeliren begleitete diese Procedur, als wollte der schäumende Uebermuth der frohen Jugend mit den erfrischenden Kluthen wetteifern.

Nur einmal barfuß! Nur einmal im Regenwasser plätschern! Wie oft hatte ich als kleiner Junge, später als heranwachsender Knabe am Fenster des Herrenhauses gestanden, mit gerötheten Waden dem Spiele zugesehen, vergebens geweint, gezürnt, gefleht! „Nur einmal mit den Kindern spielen dür-

fen, mit ihnen auf dem Hofe Schiffe laufen oder Drachen steigen lassen! — Das schickt sich nicht für Dich, mein Sohn.“ Noch höre ich diesen herben, klanglosen Ton, aus Mithras und harter Strenge gemischt. Lebte er noch immer, dieser Ton? War er mir also auch hierher gefolgt und überlieferte das Jubilieren der Kinder da unten, verdunkelte die rosige geränderte Wolkchen, die wie losgetrennt von der großen Wolke, die ersten Schwimmerfische im Aether unternahmen, nach dem bunten, farbenprächtigen Bogen hin, der tief am Horizonte sichtbar wurde. Fährte keine Brücke für mich zurück zu milderen Gefühlen, zu Kindheit und Sonnenschein?

Wie einen sichtbaren, greifbaren Feind, wehrte ich durch eine heftige Bewegung der Erinnerung. Schmerzlich wandte ich mich ab, als wäre die ganze Landschaft vor mir erfüllt mit dem einen Bilde, dem einen Tone. Da gab es nur ein Einziges, das ihn überlieferte, die Arbeit.

So sah ich nun wieder, vertieft in meinen Büchern und Manuskripten. Was vor mir ungelöst blieb, was dereinst nach mir so manchen Denker als höchstes Ziel erscheinen wird, auch ich versuchte ein Atom zu seiner Lösung beizutragen; auch meine Arbeit galt seit Jahren der Frage: Was ist das Unendliche?

Die Welt mit all ihrer Lust und ihrem Leid lag hinter mir. Kein Laut mischte sich in das Geräusch der über die Blätter dahingleitenden Feder. Selten nur weckte mich das Zwitschern der Vögel aus der Versunkenheit im Banne meines Problems. Erhob ich dann den Blick, ihnen zu folgen, im Bedürfnis nach der Unbegrenztheit des Raumes, als Ergänzung für meinen Gedankenflug, blieb er enttäuscht auf einem grell von der Sonne erleuchteten Steinbau ruhen, der wie ein Keil eingebaut war in den Mauern des umgrenzenden Nachbarhauses. Just da, wo die Fernsicht mir winkte, stand ein dreieckiges, feines Häuschen, verdeckte den herrlichen Laubwald bis auf seine Kronen und blieb trotz all meines Gröseln in aufdringlicher Nichtigkeit ruhig an seinem Plage.

Sonst von der harmlosesten Gemüths-Verfassung gegen Mensch und Thier, empfand ich dieser feineren Coullisse gegenüber, die zwischen mir und dem Ziele meiner Sehnsucht sich drängte, einen argen Groll. Sinnungen, wie sie den alternden Faust erfüllt haben mögen, als er den Befehl erteilte: „So geht und schafft sie mir bei Seite“, erfüllten oft auch meinen Sinn, und ich dünkte mich Wunder vor erhaben über diesen Despoten, daß ich die Existenz des Häuschens duldete, im Jorne die Grenzen meiner Macht überschätzte.

Dem hellen, jungen Grün war unterdessen die dunklere, tiefere Färbung des Laubes gefolgt, der Duft der Lindenblüthe drang von jenseits der Mauern in mein Zimmer. Durch die weit geöffneten Fenster flog ein Schmetterling in meine Klause, umkreiste mich, senkte sich auf die weißen Blätter, von denen die bunten Flügel farbenprächtlich sich abhoben, umkreiste mich wieder und entwich wieder, einem Ziele entgegen, das ihn anzuloden schien. Die Aerei wurden immer enger, die Flügel senkten sich, er ließ sich nieder und ruhte endlich auf einem Strauß von Rosen, aus ihren Kelchen Lenzeswonne schlüpfend. Wie traumbevangen sah ich diesem Spiele zu. Er war also über die Lande gekommen, der Venz in seiner ganzen Pracht, er hatte seinen Einzug gehalten mit seinem großen Gefolge, hatte vor den dürstenden Blicken der begehrlischen Menschenkinder seine Wunder entfaltet, und ich hatte ihn nicht beachtet! Wie er die Farben mischt auf seiner Palette, dieser große Realist! So leuchtend, so beruhigend schön! Der Herrlichkeiten Fülle vor Allem ihr gewährend, der Einzigen, der Zauberin, der Rose!

Wie sie, Aug' und Sinn behörend, Alles in ihre Bande schlägt, die Sinne umschmeichelt, das Wollen lähmt, Bilder und Wünsche in gluthvolle Farben taucht und die keusche Phantasie umgaukelt, gleich dem schimmernden Leuchtfläfer, der die schlummernden Geister des Waldes zu wildem Reigen führt.

Ich nahm eine Rose und lehrte zu meinem Manuskripte zurück. Mir war nicht mehr recht arbeitsfreudig zu Ruche. Die schnellende Purpur-Rose, sie hatte es mir angethan. Wie fuhr erdicht mir das abstracte Gedankengewebe, verglichen mit dieser blühenden Wirklichkeit. Hatte der Duft, der den Raum erfüllt, mir nicht den Begriff des Unendlichen besser offenbart, als alle philosophische Abstraction? — Das Unendliche der Schönheit! Der Sinnwelt! Lucifer, heb' Dich hinweg! Lachend trat ich an's Fenster und warf die Rose hinaus, — ein weiter Bogen, — sie fiel auf die Schwelle meines feineren Feindes, des Nachbarhäuschens. Ich blieb am Fenster. Das Schicksal meiner holden Verföhlerin interessirte mich. Wird die Thüre sich öffnen und ein kleines läppisches Kinderhändchen die Blumen paden und aus Trieb nach dem Urgrund sie der Blätter berauben bis herab zum Stiel? Oder wird ein neckisches Mädchenöpfchen sie holen, dem schwarzen Gelock das Roth zu verbinden? Oder gar, — wie so oft, hatte ich das Goldhaar Mariens im Purpurkranz noch goldener erstrahlen sehen? Mariens! Wie ein Lichtgebilde stand sie vor mir, die Liebliche! Du Muse des fröhlichen Studio, Du Göttin des reisenden Mannes! Lange noch bei Kampf und Irrfahrt fiel der Strahl, den ich aus Deinem Auge gefolgt, auf meinen dunklen Weg! Hast auch Du, schöne Mädchenknospe, zur Rose Dich entfaltet? Du, das Kind der Natur, ohne die einengende Schranke des Standes, der ich, der Sproß aus altem Geschlechte, mich beugen mußte. „Es schickt sich nicht für Dich.“ Wieder zog dieser Ton schril durch meine Seele.

Sinnend, blätternd im Schicksalsbuche stand ich auf meinem Posten; ich sah die Strahlen der untergehenden Sonne immer tiefer, goldener sich färben, bis der kleine Steinbau wie in Klammernuth getaucht vor mir sich erhob. Stumm lag meine Rose, voll erschlossen durch den scheidenden Sonnenstich. Tiefe Stille ringsum, schwirrende Vögelin, die hin und her schossen, ihr lustiges Nest für die kurze Sommernacht zu suchen, bis sie verschwanden jenseits in der grünen Ferne. Endlich ein Laut, ein müder, schlürfender Schritt. Wie wenig, ach, entsprach die Erscheinung meiner Vermuthung. Den Hof entlang kamen ein Mann und eine Frau. Sie trugen, an je einem Henkel gefaßt, ein süßelartiges Gefäß mit Blumen und Pflanzen. Das weißhaarige Mütterchen, in einen schwarzen Shawl gehüllt, hielt in der rechten Hand einen Myrtenzweig. Sie näherten sich schweigend dem Häuschen. Plötzlich drang ein Laut zu mir, ein vibrierender, verzückter Jubellaut, dann beugten sich die Weiden über meine Rose und verschwanden mit ihr im Innern des Häuschens. — der Gegenstand meines Hasses, dieser Steinbau ohne Leben, um ward er für mich belebt. Waren die grünen Weinranken, welche die Fenster schier verbergen, die Vögelin, die dort munter pieperten und häpften, erst durch das Interesse geboren, das ich jetzt lieblich dem Heim meiner Rose gab? Wecht der Funke aus unserm Innern erst das Leben um uns her? Mit dieser Frage lehrte ich zu

meiner Arbeit zurück. Forschen, prüfen, Schlüsse ziehen, ewiges Räthsel, ewige Lust.

Die Sonne jedes neuen Tages bescheidet drei Arten von Menschen: die Ausgeschlafenen, die sie am Morgen gestählt zu neuem Schaffens- und Kampfesdrange findet; die Schlaflosen, denen das Heute eine endlose Fortsetzung des Gesterne erscheint, und denen die Contouren der Dinge und Zustände in einem Zustande zwischen Schlaf und Traum die Nacht verbringen, in einem Halbschlaf, der die Fäden, die am Tage das Gehirn durchschnehen und als unvollendete Vorstellungen des Bewußtseins Schwelle nicht überschritten, nachts weiter webt und schlingt zu bunten, phantastischen Bildern. In diesen Letzteren gehörte ich. Den verworrenen Vorstellungen der ersten Nachthunden folgten klarere Bilder. Meine Rose ward zur Passions-Blume. Sie führte mich einen hohen Berg hinan, mir das Unendliche zu zeigen; fast oben am Gipfel stürzte ich in die Tiefe, denn der Berg war aus Kienleichen gethärt; dann wieder war ich Faust, und die beiden Alten waren Philemon und Baucis, die Passions-Blume aber war Marie, und als die Schergen Mephisto's Feuer an das Häuschen legen wollten, schoben die Mauern sich in einander, und vor mir lag der unendliche Wald, und in seiner Krone flüsternde und rauschende, und eine Eiche beugte sich hernieder und berührte meine heiße Stirn.

Ich war erwacht. Mein erster Gedanke war das kleine Häuschen. Es war Alles still ringsum; hier und da huschte ein Sonnenstrahl über die Manteln, die mir das Innere verborgen. Ich trat an meine Arbeit. Das Manuscript lag noch aufgeschlagen. Unendlich ist das Unermeßliche in Raum und Zeit“. Höhnisch lachend über meine Weisheit von gestern fügte ich heute hinzu: „Unendlich ist das Verlangen in der Menschenbrust“. Ich kühlte meine Stirn und verließ das Haus. Ich schritt die Straße entlang, wo gepuete Menschen mit Blumen und Kränzen wallfahrten, denn es war Johannis-tag heute, und es galt, die Stätten, wo die theuren Todten ruhten, in Blumenfelder zu wandeln.

Traumverloren sah ich die Vorübergehenden weiter schreiten, sah ich die Weiden vor mir im schimmernden Thaugewande, den Wald winkend in stiller Morgenruhe; zerstreut lautete ich dem Ausklingen des Liedes, das versprengte Sänger aus dem Morgen-Chor, Lerche und Drossel in den Zweigen über meinem Haupte trällerten. Der Steinbau der Alten, mein Traum, die Rose hielten noch immer meinen Sinn gefangen. Weit hinter mir lag die Zeit, wo das Schaufeln auf den Wogen unklarer Empfindung Genuß bereitet. Mein jetziges Tagewerk forderte gebieterisch volle Klarheit des streng wägenden Verstandes. Ich mußte wieder ich selbst, das heißt frei sein. Ich trat in das Häuschen.

Kümmertlich, fast armelig war die Ausstattung desselben. Im ersten Zimmer ein paar verblühtene Möbel, in der Ecke ein kleines Spinet, das dunkle Laub der unrannten Fensterchen breitete einen barmherzigen Liebeschleier über das Ganze. Die Thür zum Nebenzimmer war geschlossen. Ich klopfte an, einmal, zweimal, keine Antwort. Leise klinkte ich die Thür auf, wollte sie aber rasch wieder schließen. Die Alten wehrten mir, ich trat hinein. In einem kleinen Zimmer war ein Kattasch errichtet, wenn man diesen primitiven Bau, der sich in der Mitte des Zimmers erhob, so nennen darf. Eine weiße, wallende Decke, über und über mit Laub und Jasmin bedeckt, zu Häupten auf einem Tischchen ein Myrtenzweig, ringsum Christbaumlichtlein. Der verklärte Ausdruck im Gesicht der Alten überraschte mich. Sie erzählten mir, daß der Tod die einzige Tochter ihnen geraubt. Mit frommer Miene trat die Mutter an mich heran, und lästend vertraute sie mir: „Nur der Leib ist begraben, ihre Seele kehrt wieder bei uns ein“. Dabei deutete sie auf meine Rose, die über der Myrte inmitten des Kranzes thronete. Ich erhob meinen Blick, und gebannt hastete er auf einem Bilde oben an der fahlen Wand. Eine keusche Mädchengestalt, ein Kranz von Purpurrosen schmückte die goldenen Locken, umrahmte das schöne Haupt, aus dessen Augen himmlische Güte und Vergebung sich auf mich niederlieferten.

„Marie!“ rief ich und kniete nieder.
Dann ging ich heim und schrieb in wehmüthiger Ergriffenheit: „Das Unendliche ist die Liebe.“

Nachdruck verboten.

Mein Haus ist meine Burg.

Von Elise Schweichel.

Dieser in der altgermanischen Rechtsanschauung wurzelnde Satz, welcher bei unseren Stammverwandten jenseits des Kanals zu einem socialen Dogma geworden ist, gehört in Deutschland, namentlich in größeren Städten, nur noch zu den gesägten Worten. Wer ein Haus besitzt, bewohnt es selten allein, sondern theilt es mit einer mehr oder weniger großen Zahl von Familien, sodaß die Burg, d. h. das unzerstörliche Herrschergebiet selbst des Hauseigenen schiedlich sich höchstens auf den Raum einer Etage, oft sogar nur auf die Hälfte einer solchen beschränkt. Sehen wir nun zu, wie es mit der Unverletzbarkeit dieses Gebietes bestellt ist! Der „abgeschlossene Corridor“, auf den das moderne deutsche Haus so stolz ist, fordert zwar die einzelnen Wohnungen von einander ab, kann jedoch nicht verhindern, daß deren Inhaber bei der leichtesten Bauart unserer Häuser durch das Ohr in beständige enge Verührung kommen. Das Ausklopfen der Möbel, das Schreien der Säuglinge, das Hin- und Herschieben von Kinderwagen, das nächtliche Quarren von Stiefeln, das Lärmen größerer Kinder. — Alles dieses zieht die Nachbarn in unfreiwillige Mitleidenschaft.

Indessen soll hier nicht von diesen kleinen Feinden des Burgfriedens die Rede sein, obgleich sich darüber so Manches sagen ließe. Einfachsvolle Hausfrauen und Mütter könnten viel dazu beitragen, diese Uebelstände auf das geringste Maß einzuschränken, indem sie ihren Diensthofen und Kindern Rücksicht gegen die Mitbewohner einprägen und selbst mit gutem Beispiele vorangingen. Doch, wie gesagt, nicht um diese kleinen Plagegeister handelt es sich hier, sondern um einen Eindringling, der, weder Gräben noch Wälle achtend, sich led an Deinen Herd setzt, Dich von Gemach zu Gemach treibt, Deine Nerven zermartert, Deine Ruhezeiten zur Hölle macht, Deine Mahlzeiten vergällt und Dein Gemüth vergiftet. Und dieser allen Begriffen von Hausrecht hohnsprechende Robold, wer ist es anders, als das moderne Folterwerkzeug, das Klavier, oder vielmehr die auf ihm erzeugte Dilettanten-

Musik? Du kannst Dich vor ihr nicht abschließen, wie vor einem widrigen Anblick, Dich nicht gegen sie schützen, wie gegen Hitze und Kälte, sie nicht vertreiben, wie einen üblen Geruch, denn das Ohr ist von allen Sinnesorganen das vertheidigungsloseste, — und schließlich Du in den äußersten Winkel Deiner Burg, die Unholdin wird Dich doch erreichen; Du mußt sie eben ertragen oder das Feld räumen, d. h. Dich barein schicken, zu Zeiten obdachlos zu sein. Hausordnung, persönliche Gewohnheiten, Alles wirkt der moderne Störentfried über den Haufen. Dieses Zimmer paßt mir zur Arbeit, ich kann es aber nicht dazu benutzen, weil beim Nachbar Tags über „geübt“ wird; meinen Salon kann ich nicht in demjenigen Räume einrichten, den der Baumeister durch Verschwendung von Gold und Stud augenscheinlich dafür bestimmte, weil zu der Stunde, wo ich meine Freunde empfangen, die Klaviere der Nachbarn Y. und Z. ein Kreuzfeuer von Etuden, Sonaten und Tänzen eröffnen. Um nach dem Mahle einige Minuten der Ruhe pflegen zu können, muß ich die Speisestunde verlegen, wie wenig dies auch zu meiner übrigen Tageseintheilung paßt. — Kurz, ich, der ich mir einbilde, ein freier Mensch zu sein, bin der abhängigste, elendeste Sklave, Dank der hehren, der göttlichen Frau Musica.

Wenn ein Uebel einen so hohen Grad erreicht hat, daß es zu einem öffentlichen Uebel wird, so pflegt man auf Abhülfe zu sinnen. Sollte nun hier keine solche möglich sein? Klagen hört man genug über das Ueberhandnehmen der Klaviermusik, Klagen in Dur und Moll, in gebundener und ungebundener Sprache, elegische, pathetische, zornige und satirische Klagen, — aber von einer Besserung ist nichts zu spüren, eher vom Gegentheil. Wie ist hier zu helfen? Nach meiner Ansicht nur durch die Frauen. Wenn irgendwo, so ist hier ihre Vermittelung am Plage, nicht allein, weil sie zum überwiegenden Theile die Urheberinnen des musikalischen Nothstandes sind, sondern auch, weil die Abhülfe auf ihrem eigenen Gebiete liegt. Sie sind die Gehegeherinnen ihres Hauses, die Organisation desselben ist ihr Werk, alle Anordnungen gehen von ihnen aus, sie regeln die Stunden des Tages. Was wäre da natürlicher, als daß die zariführende, die Leiden ihrer Nebenmenschen so lebhaft mit empfindende Frau sich auch der Vlichten gegen ihre Mitbewohner erinnere und deren Pein, so viel an ihr liegt, zu lindern suche? Denn sie kann es auf mancherlei Weise. Hat sie Wand-Nachbarn, so wird sie das Klavier nicht in das unmittelbar an diese stoßende Zimmer stellen, auch wenn ihr dadurch ein Schmuckstück für ihren Salon verloren ginge; sie wird die durchschnittlich übliche Mittagszeit, d. h. die Stunden von eins bis drei respectiren, sie wird die Uebungen auf das Nothwendigste beschränken, die endlose Wiederholung von Lieblingsstücken verhindern und vor allen Dingen dafür sorgen, daß nicht Unberufene das Klavier benutzen, um sich die Langeweile zu vertreiben. Die Hauswirthe fangen an, sich der gequälten Einwohner anzunehmen, indem sie ihren Contracten den Paragraphen einfügen, daß nach elf Uhr Abends keine Musik mehr gemacht werden darf; allein was will das sagen, wenn zwölf bis dreizehn Stunden lang unbedrängte Musikfreiheit herrscht? Nein, nur die Frauen können hier zu rettenden Engeln werden.

Ein Hauptgrund, warum die Noth einen so hohen Grad hat erreichen können, ist das systematische Abschließen der Bewohner eines Hauses gegen einander, wie es in großen Städten immer scharfer durchgeführt wird. Die Furcht vor Verkehr im Hause läßt Jeden in seiner Wohnung wie die Kuster in ihrer Schale leben und allen Gesetzen der Humanität, der Gegenseitigkeit und selbst der einfachen Höflichkeit Hohn sprechen. Wir gelangen damit in einen Zustand gesellschaftlicher Barbarei, denn wie sollen so eng zusammenlebende Menschen einander dulden, auf einander Rücksicht nehmen, wenn sie nichts, auch gar nichts von einander wissen? Wie anders erscheint uns ein Mensch, von dessen Persönlichkeit wir eine Vorstellung besitzen, als Derjenige, der nur ein Name, ein Schall für uns ist. Was ist uns Helmba? Erst kommen wir und noch dreimal wir. Der Egoismus, der schon bei den Kindern groß gezogen wird, faugt aus dieser Wurzel nicht zum geringsten Theile seine Nahrung. Man ignorirt einander oder behandelt sich gegenseitig gar als Feinde, ähnlich wie auf der Eisenbahn, wo die Reisenden jeden Neuhinzukommenden als einen rechtlosen Eindringling betrachten. In allen diesen Verhältnissen zeigt sich die widerspruchsvolle Erscheinung, daß bei zunehmender Wohlthätigkeit das Wohlwollen mehr und mehr aus der Welt verschwindet. Man glaubt sich durch Geldleistungen mit der Menschheit abgefunden zu haben und fragt nicht nach den unendlich schwereren, dem edelgebildeten Menschen obliegenden Pflichten der Duldung, der Rücksicht, der Achtung vor den Rechten Anderer.

Wie sehr nun aber die Uebung dieser Tugenden von Seiten der Frauen das in Rede stehende Uebel zu mildern im Stande wäre, eine gründliche Vereitigung desselben ist doch nur zu erhoffen, wenn die Mütter, — und sie geben hier den Ausschlag, — sich entschließen, an die Stelle der meist unfruchtbaren musikalischen Studien ihrer Töchter eine andere Kunstübung treten zu lassen. Die Beschäftigung mit dem Zeichenstift z. B. würde bei der Voraussetzung des gleichen Talents unendlich gewinnbringender für die allgemeine Bildung sein, als das mühselige Erlernen von Klavierstücken, die, selbst wenn die Spielerin es zu einiger Fertigkeit bringt, kaum eine Ahnung von dem Wesen der Tonkunst erschließen. Anders beim Zeichnen. Der Zeichner braucht sich keine hohen Ziele zu stecken, braucht es zu keinen großartigen Leistungen zu bringen, um dennoch einen Begriff von der Kunst zu bekommen und aus seiner Beschäftigung mannigfachen Nutzen zu ziehen. Vor allen Dingen lernt er sehen. Wie wenige Menschen können dies! Das Auge wird gebildet, es wird empfänglich für die Schönheit der Form und damit befähigter für den Genuß unserer Kunstschätze. Und, welche Fülle von Anregung liegt wiederum in diesem verständlichvollsten Schauen, während das durch den landläufigen Musikunterricht gebildete Ohr noch keineswegs im Stande ist, den musikalischen Gedanken eines Beethoven oder Schumann zu erfassen, geschweige denn aus dem Gehörten einen nachhaltigen geistigen Gewinn zu ziehen. Der berühmte Physiologe Moleschott sagt in seinen Erinnerungen an Hermann Helmholtz: „Die Musik, so unendlich herzerfreuend sie auch sein kann, ist keine bildende Kunst, und zwar darf man die Behauptung wörtlich und figürlich verstehen. Sie erhebt das Gemüth, und nicht selten veranlaßt sie die Sinne, sie kann auch zur Gestaltung der Gedanken anregen, aber der Gedanke selbst, die Schulung der Denkkraft, was man im höheren Sinne geistige Bildung nennt, entspricht ihr nicht.“

Wägen wir schließlich noch den practischen Nutzen beider Künste ab, so sinkt wiederum die Schale zu Gunsten der Zeichnung. Die Klavierlehrerin erntet nur ein kärgliches Brot,



Am Brunnen in Perugia. Von Max Roman. — Siehe Seite 134.

während die Zeichnerin ihr Können auf den mannigfaltigsten Gebieten des Kunstgewerbes ungleich fruchtbringender verwerthen kann.

In der französischen Schweiz und in England zeichnen und aquarelliren die Frauen, wie sie bei uns Musik treiben. Keine, die nicht im Stande wäre, von einem Spaziergange, einer Reise einige Skizzen heimzubringen; und sind dieselben auch mitunter hübscher, so besitzen sie doch den dreifachen Werth, eine Erinnerung für die Zeichnerin zu sein, diese angenehm unterhalten und Niemand belästigt zu haben.

In dessen, wie man auch hierüber denken mag, Eines steht fest: Die Hausmusik muß durch die Gesetze des guten Tones und der gegenseitigen Rücksichtnahme geregelt werden, wenn unser Haus noch den Namen eines Heims verdienen, und ein Jeder zu seinem Arbeitsrechte kommen soll. Mögen denn die Frauen das Werk in die Hand nehmen und den Wappenspruch unserer Altvordern: „Mein Haus ist meine Burg“ in seinem vollen Umfange, der auch die Achtung vor der „Burg“ des Nächsten in sich begreift, zu neuen Ehren bringen.

Nachdruck verboten.

Aus den Bädern.

Westerland auf Sylt, im Juli.

Ich gebe für eine Ruchelbant Die ganze Bergeseit! — Und gebe den ganzen Bogelgang Für einer Möve Schrei . . .

Also sagt Graf Strachwitz, — und ich kann ihm nur Recht geben, auch wenn er seiner Begeisterung für die See nicht in so schönen Versen, sondern in schlichterer Prosa Ausdruck gegeben hätte. Wenn es heiß zu werden beginnt in der Großstadt, flüchte ich alljährlich hierher auf das einsame Eiland im Wattenmeer. Man hat mich oft gefragt, warum ich nicht nach Scheveningen, Ostende oder Trouville wandere, oder in irgend eines jener anderen Lugsbäder, in denen man unter hundertlei Zerstreuungen, also gewissermaßen spielend den noch wintertrauen Körper stählen und kräftigen kann. — warum ich mir mit Consequenz gerade den „weltentlegenen, langweiligsten Seerwindel“ auszuwählen pflege, wo ich doch selbst so ganz und gar keine Freundin der Langeweile sei. Auf alle diese Fragen hab' ich immer nur dieselbe Antwort gehabt: „Laßt mich und schmäht mir mein Sommer-Dorado nicht; Ihr kennt Sylt nicht, — oder kennt Ihr es und es gefällt Euch nicht, so habt Ihr kein Verständnis für die Wunder der See und die Poesie der Einsamkeit. Ich habe eine große Anzahl Bäder im Laufe der Jahre kennen gelernt, aber ich gebe sie alle hin für eine einzige Welle von Sylt!“

Das mag übertrieben klingen, doch mein Enthusiasmus für die stille, lable Insel im Nordmeer ist in der That ein großer. Es ist schwer zu sagen, worin der eigenartige Reiz von Sylt liegt. Das Land dehnt sich brach und öde vor dem Auge aus; — der starke Salzgehalt der Luft ersticht jegliche höhere Vegetation, — nur Ruchelbant wuchert am Raine und dichtes Moosgepinne, Lichtgrün und rothbraun, überzieht den Boden. Aber auch diese friessche Heide hat ihre Schönheiten. Zwischen der braunen Erica und den fremdblichen Glockenblumen schimmern die weiß-rothen Dolben der Heideblumen hervor, die runden Blüten der gelben Arnika, die weißen Büschel des Wollgrases. Näher dem Strande zu wuchert salzliebender Wegerich in Massen. Man braucht kein Botaniker zu sein, um an dieser gewissermaßen ausgestopften Pflanzenwelt Freude zu empfinden. Das sogenannte Milchkraut mit seinen glänzenden grünen Blättern, die wie mit hellem Puder bestreute Strandmelde, der Gänsefuß mit seinen eigenthümlich zusammengedrückten Blüten und seinen lichtrothen Stengeln, und der zartviolette Meerfench sind so originelle Pflanzen, wie man sie drinnen im Festlande gar nicht findet. Das aber, was mich so ganz besonders anzieht, wenn ich frei und allein, weltvergessen und träumerisch über die Haide schweife, das ist der Hauch sturmdurchwühlter Vergangenheit, den die braune Erde anszuathmen scheint. Weit hin dehnte sich dereinst das schmale Eiland, — bis Helgoland, so wollen alte Chroniken wissen, und Karten aus dem dreizehnten Jahrhundert geben Sylt, das von Ost nach West jetzt kaum vier Kilometer mißt, noch eine Breite von über fünfundsiebzig Kilometern. Zwischen damals und jetzt aber liegen eine Reihe verheerender Sturmfluthen, die der Gestalt der Insel neue Formen gaben; um 1300 verlor sie, — ein anderes Vineta, — die Stadt Benningstedt im Meere, 1362 riß ein verheerender See-Übel das heutige Föhr von Sylt los, und 1436 verdrängte die Fluthen Alt-Eidum. Und weiter und weiter, rastlos und unerbittlich, nagt das Meer an der Insel, unaufhaltsam wandernd die Dünen landeinwärts, und vielleicht wird man nach tausend Jahren kaum noch die Stelle im Meere kennen, wo dereinst blühende Städte standen und ein fleißiges, freilebendes Volk wohnte. Wilhelm Jensen hat in seinem Romane „Untergangene Welten“ ein hübsches Bild aus jener altfrisischen Vergangenheit, da Sylt noch ein mächtiges Land war, entworfen. Die Literatur über die kleine Insel ist überhaupt größer als man denken könnte, — ich führe nur Kobdenburg's „Wandertage“, Theodor Mügge's Roman „Der Strandvoigt von Sylt“ und die graziose Novelle von Bernhardine Schulze-Smidt „Junge von Rantum“ an.

Ich kenne keinen Bade-Ort, der einen so schönen Strand besitzt als Westerland-Sylt. Wie liegt es sich doch so prächtig im sonnenwarmen Dünenhänge — sans göne lang ausgestreckt, die Hände unter der, das Haupt bedeckenden rothen Strandmütze gefaltet, das Auge im blauen Himmel verloren oder in der rollenden, singenden, schäumenden See! O dieses herrliche Meer! Es mag wahr sein, daß Sylt von allen europäischen Bädern den stärksten Wellenschlag besitzt; mit machtvoller Gewalt brechen sich die Wogen am Strande, und tödtlich ist das Baden in diesem nervenstärkenden, salzhaltigen Wasser. Ob die See schöner ist im goldigen Sonnenglanze, wenn die Schaumkronen der Wellen wie Diamanten glänzen und die Wasser bis in die tiefsten Tiefen durchleuchtet scheinen, — ob bei Mondlicht, wenn sich das Meer gleich einem riesenhaften Becken voll geschmolzenen Silbers vor uns ausdehnt, — ob in friedlicher Ruhe, wenn nur des Windes leiser Athem die Oberfläche bewegt oder bei Sturm und Angewitter, — wer möchte darüber streiten! Ich für meine Person bin eine Freundin von Sturmtagen an der See. Ich liebe das Meer am meisten, wenn es groß und sich bäumt und der weiße Gischt mit den hängenden Wolken Vereinigung sucht, die Blige sich wieder spiegeln in den dunkeln Wassern und es in den Lüften tost und heult, wenn die Möve mit schrillen Schrei über die

empörten Wellen streicht und die Seeschwalbe ängstlich an der Dünenwand Juchend sucht. Ein solcher Aufruhr in der Natur hat etwas Großartiges und Erhebendes, aber — und nun schelte man mich profaisch und materiell, — man muß dabei wohlgeschützt auf der Veranda eines Strandrestaurants hinter dampfendem Glühwein sitzen können . . .

Wenn ich oben erwähnte, die Bäder von Sylt seien kein Aufenthalt für Diejenigen, so im Badeleben nur Zerstreuung und Amüsement suchen, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß unser sonniges Eiland gewissermaßen eine Art Salas y Gomez der Nordsee sei. O nein, — die Kultur, die alle Welt beledt, hat auch Sylt nicht vergessen. Trotzdem der Befehl der Austereschonung noch immer nicht aufgehoben ist und man insofern dessen auf die schmählichste Spende des Meeres verzichten muß, hält das materielle Leben allhier doch durchaus den Vergleich mit den elegantesten Bade-Orten aus. Weniger in Bezug auf Toiletten-Einrichtung, — und ich muß gestehen, daß mir dies nicht unlieb ist. Man lebt eben hier wie auf dem Lande, so ungenirt und bequem, daß es fast Aufsehen erregte, als vor wenigen Tagen ein weiblicher Kurgast, der den weltbedeutenden Brettern angehört, in einer Morgen-Toilette von besonderer Eleganz am Strande erschien. An kleinen Vergnügungen fehlt es indessen auch nicht, und selbst die Gelegenheit, sich nach Verzenslust ausstanzeln zu können, ist Denjenigen oft genug geboten, die nicht, wie ich, die Ruhe lieben und es verschmähen, die Insel zu durchstreifen, um am Brönshügel von dem in seinem goldenen Wagen begrabenen Zwergkönig oder auf der Düne der Hörnum-Ödö von der lieblichen Junge von Rantum zu träumen.

Wenn würde ich den verehrten Leserinnen noch ein Bild der Badegesellschaft entwerfen, wenn sie charakteristischer wäre. Das eigenartig Interessante eines gewissen internationalen Anstrichs fehlt ihr indessen, und so könnte ich nur von einzelnen sonderbaren Leuten, denen die Kosikucht der Badegäste bereits hübsche Spitznamen, wie das „rothe Kliff“, „der Strand-clown“ u. a. gegeben hat, pflandern, aber dazu bin ich nicht — boshaft genug.

Josefine von G. B.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Schmeicheltäthchen. Von Federigo Mazzotta. Siehe das Bild, Seite 129. — Es ist bekanntlich nur eine bedingte Wahrheit, daß die Kagen von Natur falsch sind; sie werden es leicht bei unrichtiger Beobachtung. Aber schon ihre Anhänglichkeit an das Haus, in dem sie groß geworden sind, die man bei keinem anderen Thiere in diesem Grade findet, weist auf eine Beständigkeit ihres Charakters hin, welche sich mit der Falschheit nicht verträgt. Es hat Hunde gegeben, die ihrem Herrn die Treue bis über den Tod hinweg bewahrten und auf seinem Grade Hungers starben. Aber solche Beweise von Treue sind in der Geschichte des Kagengeschlechtes nicht selten; auf den französischen Schlachtfeldern fand man neben den Leichen gefallener Juaven und Turkos häufig große Kagen, die jede Annäherung an den Leichnam ihres Herrn mit gesträubtem Haar und glühenden Augen abwehrten, bis man sie tödtete oder mit Gewalt verjagte. Der Hund kann zur Treue und Anhänglichkeit auch herangeprägt werden; die Kage ist empfindlicher, — sie verlangt unbedingt gute Behandlung, wenn ihre guten Eigenschaften sich ganz entwickeln sollen. Die junge italienische Dorfchöne auf unserem Bilde, welche Federigo Mazzotta mit dem feinen Realismus der neueren italienischen Schule wiedergegeben hat, die auf die Schönheit des Bildes an sich zu Gunsten der Wahrheitsliebe verzichtet, ist offenbar eine Kagenfreundin, wie man sie selten findet. Sie freut sich nicht nur an dem Anblick der niedlichen Thiere mit ihren listigen Augen und ihren anmuthigen und geschmeidigen Bewegungen, sie beschäftigt sich auch mit ihnen. Selber ein Schmeicheltäthchen, sind ihr die jungen Kagen die liebsten Spielgefährten. Und solche angeborene Liebe zu den für falsch verachteten Thieren ist nothwendig, wenn ein junges, droßliches Köpchen zu einer würdigen, ernstern und treuen Haushage heranwachsen soll.

Am Brunnen in Perugia. Von Max Roman. Siehe das Bild, Seite 133. — Weissen Auge die landschaftlichen Schönheiten Italiens geschaut hat, den nimmt es nicht mehr Wunder, daß unsere Künstler immer wieder in das Wunderland zurückkehren, ihre schönheitsdürstige Seele dort von Neuem zu veranlassen und neue Motive für ihr künstlerisches Schaffen von dort zu holen. Selbst wo jenseits der Alpen die Landschaft an sich reizlos erscheinen könnte, wird das Auge des Künstlers durch die fatten Farben und das helle Licht bestochen, die von einem südlicheren, wolkenlosen Himmel ausströmen. Ganz besonders aber zieht es diejenigen Künstler immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt nach Italien, die ihre Kunst tiefer als nur mit dem Auge fassen; sie sind gefesselt von der Ueberfülle historischer Erinnerungen, von den sichtbaren Spuren, die eine mehr als zweitausendjährige Geschichte dem Boden aufgedrückt hat. Zu den Städten, welche den Reiz einer schönen landschaftlichen Umgebung und eine Fülle historischer Erinnerungen mit einander vereinen, gehört in erster Reihe Perugia, die alte Etruskerstadt am Tiberufer. Das gut erhaltene Amphitheater weist die Erinnerungen an die römische Kaiserzeit, die jetzt zu Promenaden umgewandelten Befestigungswerke an die bitainen Kämpfe der Guesen und Ghibellinen. Aus der nächsten Umgebung Perugiass hat Max Roman das Motiv für sein Bild genommen. Der Brunnen bespült die ehemaligen Stadtmauern Perugiass und auf der Anhöhe erheben sich die massigen Mauern des Kastells. Diese gewaltigen Quadern sind die Letztern, mit denen die Weltgeschichte den Boden Italiens beschrieben hat.



Nachdruck verboten.

Die Kunstgewerbe-Ausstellung zu München. II. — Unter den vollständigen Zimmer-Einrichtungen, welche die Ausstellung uns bietet, müssen wir zuerst dessen gedenken, was die Unternehmung aus eigener Initiative geschaffen hat. Hier finden wir in dem großen Restaurations-Saale mit seiner

lustigen Aus schmückung von stoff hingeworfenen Landschaften, — Professor Seitz in München hat sie gemalt, — einen Beweis, daß auch der Rococo-Stil mit einfachen Mitteln Reizendes erzeugen kann, wenn ihm solche Meisterkraft handhabt. Reicher und prächtiger zeigt sich dieser Stil im „Prinz-Regenten-Pavillon“ und seinen vollendeten Stud-Arbeiten; doch wirkt dieser Raum erfrischend, wenn man ihn mit dem Farben-Reichtume vergleicht, der durch andere Räume der Ausstellung flüht.

Unter den Bohnzimmern ist nur eins, das mit seiner Einrichtung in das gothische Mittelalter zurückreicht. Eine Reihe von Gemächern dagegen bietet uns einen Einblick in die Wohnlichkeit der Renaissance. Hier erwähnen wir namentlich die Wohn- und Schlafzimmer der Münchener Schreiner-Genossenschaft, im Stil der deutschen Spät-Renaissance; das von den Gewerbetreibenden der Stadt Landshut ausgestellte Herrenzimmer mit sehr tüchtiger Ausführung und die edle und reiche Wandvertäfelung in Eichenholz, welche in Karlsruhe für den Heidelberger Rathhaus-Saal ausgeführt wurde. Ein wahres Kleinod von Renaissance-Zimmer aber kam aus Laub: ein Damen-Salon mit überaus zierlichem Meublement, schwarz-matt mit Gold-Decorationen und Füllungen; Stoff-Decorationen aus feinstem Seiden-Plüsch mit echter Gold- und Silberstickerei. Hinsichtlich der Pracht übertrifft dieses Zimmer alle sonst vorhandenen, ist aber zugleich von einer entzückenden Wohnlichkeit. Die Renaissance-Wohnungs-Einrichtung behält überhaupt bezüglich anheimelnder Gemüthlichkeit und häuslicher Bediegenheit entschieden auch auf dieser Ausstellung den Sieg, — so viele Mühe sich auch die Freunde späterer Stil-Gattungen gegeben haben.

An Rococo-Zimmern ist kein Mangel. Alle diese Gemächer aber, so musterhaftig auch der Charakter jener Zeit, in welche sie uns versetzen sollen, in den meisten derselben zum Ausdruck gekommen ist, lassen fast ausnahmslos das Behaglich-Wohlthätige vermissen. Weit eher findet sich dies in den vorhandenen Bauernstuben. So namentlich in einer aus dem fernen Hensburg gekommenen nordfriesischen Stube und in dem klassischen Bauernzimmer, das aus Ober-Ebnheim stammt. Beide Stübchen zeigen, daß es keineswegs auf Kostspieligkeit des Materials und auf Feinheit der Ornamentik ankommt, um etwas Wohnliches zu schaffen, sondern daß man dem wirklich Brauchbaren und Practischen nur wenig verschönernde Linien und Farben hinzuzufügen braucht, um den angenehmsten Eindruck hervor zu bringen.

Man werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes, — soweit es der sinnverwirrende Reichthum, in welchem sie erscheinen, gestattet.

Das älteste aller Kunstgewerbe, die Thonwaaren-Industrie, ist mannigfach und in erfreulicher Weise vertreten, und wir bewundern die Fortschritte, welche diese Industrie technisch und künstlerisch gemacht hat. Die Terracotta-Industrie weist sich als eine gelehrige Schülerin der alten Griechen und Etrusker aus. Mehr den modernen Bedürfnissen entspricht allerdings die Fayence; und gerade auf diesem Gebiete zeigt die Ausstellung ganz erstaunlich Schönes. Eine berühmte Meißner Fabrik hat Wandfliesen-Bilder, Bildplatten und Biergefäße ausgestellt, die geradezu Bewunderung verdienen. Auch die zahlreich vorhandenen farbigen Thonöfen zeigen Mannigfaltigkeit und Geschmeid in der Erfindung. Der dunkle Renaissance-Thonofen ist entschieden im Vortheile gegenüber dem weißen Porzellan-Ofen des Rococo, obwohl auch auf diesem Gebiete einige hübsche Stücke zu sehen sind.

Auf dem Gebiete der zunächst verwandten Glas-Industrie ist die Technik in ähnlicher Weise erfolgreich bemüht, neue Farben und Farben-Combinationen herzustellen und neue graciöse Formen aufzufinden. Besonders ist es ein weltbekanntes Wiener Kunst-Industrieller, der bei jeder Ausstellung durch neue Erfolge glänzt und auch hier wieder Reizendes und Interessantes in Glas-Gefäßen mannigfachster Art gebracht hat. Weniger Beifall können wir den großen Spiegeln mit Glas-Umrahmung zollen; um den Spiegel gehört ein anderer, als ein gläserner Rahmen.

Auf dem Gebiete der Eisen-Kunst-Industrie finden wir eine ganze Reihe von Städten in lebhaftem Wettkampfe um den Preis des Fortschrittes; wir sehen mit der immer gewandteren und vielseitigeren Behandlung des Schmiedeeisens eine stetige Vervollkommnung der Eisengut-Waaren Hand in Hand gehen.

Gold- und Silberarbeiten aller Art sind in reichster Fülle vertreten, sowohl aus den großen Kunst-Metropolen Berlin, Wien und München, als auch ganz besonders aus jenen deutschen Städten, in welchen die Edelmetall-Bearbeitung eine Spezialität geworden ist: aus Pforzheim, Hanau, Schwäbisch-Gmünd u. s. f. Die Leistungen auf diesem Gebiete waren, in der Anlehnung an musterhaltige Vorbilder aus allen Zeiten, schon seit längerem Jahren so vollkommen, daß es schwierig erscheint, hier noch überraschend Neues zu bringen. Und dennoch, wenn wir uns mit jener stillen Aufmerksamkeit zuwenden, welcher man freilich beim Besuche großer Ausstellungen wenig Zeit gewinnt, in die einzelnen Arbeiten vertiefen, entdecken wir unter denselben stets neue künstlerische Motive.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die reiche und belehrende Vertretung eingehen, welche die übrigen Zweige des Kunstgewerbes auf der Münchener Ausstellung finden. Sie verdienen das Lob eines unablässigen Strebens nach künstlerischer Veredelung wie nach erhöhter practischer Brauchbarkeit. Nicht vergessen wollen wir aber die graphischen Künste, die einen eigenen Pavillon anfüllen und auf deren Gebiet namentlich die Städte Stuttgart, Leipzig und München einen imponirenden Wettkampf eröffnet haben.

Alles zusammen genommen, ist das moralische Ergebniß der Ausstellung ein hoch erfreuliches. Vertirungen des Geschmacks springen wohl hie und da in's Auge; mitunter ist die practische Brauchbarkeit von Gegenständen, die eine solche haben sollten, durch die Form vereitelt; anderwärts ist ein Material in Formen gezwungen, die ihm nicht passen; manchmal sind Vorbilder, welche der europäischen Kunst des Jahrhunderts fremd sind, in allzu slavischer Weise nachgeahmt; hin und wieder ist man auch im Streben nach Originalität über die Grenzen des Geschmacks hinaus gegangen oder hat seine und musterhaltige Vorbilder mißverstanden. Aber alle diese Vertirungen stören den wohlthätigen Eindruck des Ganzen weniger, als sie belehren. Es ist nur zu wünschen, daß alle Kunstgewerbetreibenden deutscher Nation sich in der Münchener Ausstellung jene Belehrung und Anregung holen mögen, die da zu finden ist. Es ist dies um so empfehlenswerther, als nach mehrstündigem Umherwandern in der Ausstellung der grüne Garten vor derselben, mit seinen rauschenden Brunnen und dem Ausblick in das sonnige Stromthal, einen der erquickendsten Rastpunkte gewährt, die man in deutschen Großstädten finden mag.

Max Haushofer.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Im hiesigen Universitäts-Gebäude wird demnächst die Büste einer Dame einen Ehrenplatz erhalten. Die Frau, welcher diese seltene Auszeichnung zu Theil wird, ist die Gräfin Louise Bose, geborene Gräfin von Reichenbach-Vesonitz, welche zu Frankfurt a. M. wohnte und am 3. October 1883 in Baden-Baden gestorben ist. Die Gräfin hat fast ihr gesamtes Vermögen zur Förderung medicinischer Studien der Berliner Universität vermacht. Die hochherzige Stiftung, welche sich auf rund 723,500 Mark beläuft, soll in ihren Erträgen nicht nur zu Stipendien für Studenten, sondern auch zu solchen für Ärzte und Dozenten verwendet werden, und zwar zur Förderung wissenschaftlicher Reisen und Arbeiten, ferner zu Preis-Aufgaben über wichtige medicinische Probleme. Einem Ministerial-Rescript gemäß hat Kaiser Wilhelm bereits zum Andenken an die edle Stifterin die Aufstellung der Büste im Universitäts-Gebäude genehmigt.

Wien. — Erzherzogin Maria Theresia, Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, hat seit einiger Zeit eine besondere Vorliebe für das Photographiren gefaßt. Zu diesem Behufe hat sich die Erzherzogin, welche auch eine gute Zeichnerin und Malerin ist, einen vollständigen Apparat angeschafft, mit welchem dieselbe vornehmlich Bilder von Landschaften bei ihren Ausflügen in Steiermark und Böhmen aufnimmt, die als sehr gelungen bezeichnet werden. Die erzherzogliche Photographin ist schon im Besitze einer großen Anzahl sehr interessanter Photographien, die sie alle persönlich aufgenommen hat.

London. — Königin Victoria hat jüngst ein eigenartiges Geschenk erhalten. Einer der herrlichen Frauen, die die größte Freude des verstorbenen Earl of Beaconsfield gewesen, vordem vor kurzem, Mr. Disraeli, der Neffe des verstorbenen Premier, ließ nun aus den Federn des Thieres einen wunderbar schönen Mannsfächer herstellen, der, mit einem Griffe, geziert mit der Devise des Hofenband-Ordens, versehen, der Königin von England überreicht wurde. Die Königin zeigte große Freude über die Gabe und erinnerte sich, daß sie häufig dem schönen zahmen Thiere, das der höchste Stolz Beaconsfield's gewesen, mit eigener Hand Futter gereicht habe.

Madrid. — An keinem Hofe der Welt wird bekanntlich die Etikette so streng gehandhabt, wie am spanischen, und es gelangen dort Fragen zur Erörterung, die sonst gar nicht beachtet werden. So hatte der kleine König Alfonso kürzlich von seiner Tante eine Schaufel zum Geschenke erhalten, und als er dieselbe das erste Mal benutzte und, der raschen Bewegung ungewohnt, zu weinen begann, hob ihn ein Lakai rasch aus der Schaufel. Diese nichtige Affaire wurde dem Oberhofmeister hinterbracht, und derselbe sandte dem Lakai seine sofortige Entlassung, weil er es gewagt, den König zu berühren, während dies nur die Amme und die Leibdiener thun dürfen. Der Mann wandte sich an die Königin-Regentin mit einem Gesuche, in welchem er hervorhob, daß seine Intervention vielleicht den König vor Schaden bewahrte, und die hohe Frau engagierte ihn auf's Neue für eine andere Stelle im königlichen Haushalte, um gegen die Etikette nicht zu sündigen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Eine Mode-Laune, die den Vortheil großer Leichtigkeit für sich hat, sind die Hüte ohne Boden. Aus Florentiner Stroh in Wippenform erscheinen dieselben auf allen Landparthien und Gartenfesten mit reichem Feder- oder Blumenschmuck, welcher die Kopfform ganz bedeckt. Noch einen Schritt weiter gehen die vollen geschlossenen Blumenkränze, die von jungen Frauen und Mädchen bei gleicher Gelegenheit als Kopfbedeckung getragen werden. Herbstliche Toques wird man auf schmalen, durch Draht gestellten Steifhüll-Bügeln arrangiren, eine Neuerung, die bei der Schwere des im Lebrigen dazu verwendeten Materials, — Sammet und breite Bänder, — von manchen unserer Leserinnen vielleicht mit Dank acceptirt werden möchte.

Wien. — Die neueste Laune der Mode besteht darin, graufam zu trennen und dann wieder liebevoll zusammenzufügen. So werden die in der gegenwärtigen Saison als höchste Mode geltenden herrlichen, echten Batiststoffe, — Gewebe von bisher unerreichter Vollkommenheit, zart, düftig, glänzend und weich, — ganz unbarbarherzig in Bandform zerschnitten, um, im Verein mit Spitzen-Einfähen, senkrechte Streifen bildend, zu Sommer-Toiletten verwendet zu werden, welche sodann freilich an Geschmack, Anmuth und Eleganz nicht mehr zu überbieten sind.

— Die durchweg plissirten Kleiderstoffe, die sogenannten Indoplißables, — eine der griechischen Rational-Tracht entnommene Mode, — steigen fortwährend mehr und mehr in der Gunst der vornehmsten Damenwelt und werden namentlich bei exquisiten Morgen-Toiletten in Anwendung gebracht. Ein solcher Rock, von blendend weißem Crêpe de Chine, und dazu ein vorn offenes, mit breiten Goldspitzen besetztes Jäckchen aus buntem, orientalischem Seiden-Brocät, bilden eine wahrhaft entzückende Matinee, eine Gewandung von verjüngender und verschönernder Wirkung.

— Während die Mode einestheils die schonungsloseste Zerschüttelung kostbarer Gewebe anordnet, gebietet ein zweites, nicht minder zu respectirendes Geseh vom selben Datum bestimmte Stoffe möglichst in ihrer vollen natürlichen Pracht zur Geltung gelangen zu lassen. So werden neuestens die höchst beliebten, doppelbreiten Stoffe mit eingewebter Randbordüre bei Anordnung der betreffenden Toiletten derart verwendet, daß immer die Randbordüre mit sammt der Webefante den natürlichen, ungeschliffenen Abschluß bildet.

Paris. — In den Aquarell- und Gemälde-Ausstellungen, wie überhaupt an allen Orten, wo der Boden mit Teppichen belegt ist, erscheinen die nicht mehr ganz jugendlichen Damen in Röben mit Halschleppe. Bemerklich sei, daß letztere vermittelt einer am Rande verborgen angebrachten Oese und eines Knopfes auf der



linken Hüfte wirkungsvoll drapirt werden kann. Zu dieser Toilette trägt man reich mit Jet, Gold, Stahl und Spitzen ausgestattete Mantillen und die zierlichen Maria Stuart-Capoten, für welche die herzförmige Stirnlocke als notwendiges Zubehör gilt.

— Die schönen Lyoner Seidenstoffe mit eingewirkten Gold- und Silberblumen auf farblich schillerndem Grunde nehmen zu Hochzeiten den ersten Rang ein. Sie bedürfen keiner Garnitur. Der Rock mit runder, nicht zu langer Schleppe wird vorn leicht gehoben und läßt ein helles Unterkleid



— wenn der Grund der Robe grün ist, von silbergrauer Farbe — mit streifig aufgesetzter feiner Silberseide versehen. Obgleich es durchaus zulässig ist, bei einer Trauung ohne Umhang zu erscheinen, so ziehen es die meisten Damen über dreißig doch vor, den stets etwas herben Charakter einer sehr anschließenden Robe durch irgend ein kleines mantillen- oder visitenartiges Kleidungsstück zu mildern. Feines, mit dem Unterkleide harmonirendes Tuch und Passenentrie-Befäge sind das Beliebteste hierzu. Schuhe und Strümpfe stimmen in der Farbe genau überein. Reiströhnhut mit Silberspitze, grünen Sammetband und grünen Nagelöcher garnirt. Weiße Glace-Handschuhe.

— Bekanntlich darf in der Strand-Toilette jeder Einfall verwirklicht werden, mag er noch so absonderlich sein. Unter den von einer der elegantesten Damen für ein fashionables Seebad bestellten Toiletten zeichnet sich namentlich eine durch originelle Einfachheit aus, weshalb sie sowohl zur Promenade am Meeresstrande, als um Morgens seinen Becher am Brunnen zu trinken, geeignet ist. Mit buntfarbenen Blümchen besetzte, graugrün schillernde Seide bildet das ganze Kleid, dessen in halber Höhe gepufften Rock ein schmaler, ausgeschlagener Bolant umrandet. Die kurze Taille schließen Knöpfe im Rücken. Vervollständigt wird dieses Kostüm durch ein Mantelteil aus moosgrünem, ringsum ausgeschlagenem Taffet, zu dessen Farbe der gezeugene Null des Hutes, welchen ein Luffgarten



Grüns nebst Frauenhaar und einigen Rosenknospen belebt, auf's Genaueste stimmt. Natürlich darf dies Kostüm nur von jungen, schönen Frauen oder jungen Mädchen getragen werden.

— Ein hübsches Strand-Kostüm für Mädchen von acht bis zwölf Jahren besteht aus einem im Rücken fest anschließenden, vorn losen Untergewande von rotzgebülmten gelblichen Pongee und einem einfarbig rothen Leberkleide, dessen kürzere und mit großen Taschen versehene Vordertheile sich über jenem öffnen. Der Rücken ist vom Hals bis zum Rocksaum plissirt. Ueber den rothen Kermel fällt eine geblünte Puffe, Vordertheile, Taschen und breiter Kragen, letzterer aus gelblichem Linon, verziert leichte Stickerei in beiden Farben des Anzuges. Gut aus rothem Stroh mit ecru Band garnirt.

— Der Lawn-Tennis, welchen die Damen für sehr langweilig erklären, aber dennoch mit Leidenschaft treiben, weil er einen hübschen Fuß sowie die Anmuth der Bewegung zur Geltung bringt, giebt gleichzeitig Gelegenheit zu reizendsten Kofetterien in der Toilette. Eines der hierzu geschaffenen Kostüme, die stets darauf berechnet sind, die Persönlichkeit der Spielenden auf's Vortheilhafteste hervorzuheben, setzt sich aus einem ecrufarbenen Seidentrock mit fehr trauber Randspitze und einem diese frei lassenden Leberkleide aus roth gestreiftem Foulard zusammen. Eine ecrufarbene, mit Raletts und Bällen bedruckte Borle faßt das Leberkleid, ecru Spitze die zweimal von einer weichen Schärpe umschlungene Taille ein.

— Die verschiedenen Arten von Sport, welche gegenwärtig zu dem Leben jeder reichen und eleganten Französin gehören, rufen ebenso viele besondere Trachten hervor. Das neueste, Anmuth mit Einfachheit verbindende Kostüm zu Wasser-Partien besteht aus einem weißwollenen Rocke mit hellblauen und ziegelrothen Querstreifen und einem durch weiße Aufschläge verzierten hellblauen Jäckchen. Der Rock ist in breite Falten gelegt, deren jede ein mit ziegelrother Seide gestickter Anker am Saume schmückt. Eine Draperie aus weißer Wolle erscheint leicht um die rechte Hüfte geworfen, während an der linken eine Schärpe,



welche die Taille des Kleides umspannt, nachlässig geknüpft, niederfällt. Da das Vergnügen des Angelns darin besteht, stundenlang unbeweglich am Ufer zu sitzen und zu warten, bis es einem Fischlein anzubeißen beliebt, so wählt man zu den betreffenden Kostümen wärmere Wollstoffe, meistens in Grau. Für sehr heiße Tage genügt Alpaca, der, halb einfarbig, halb gestreift, das Leberkleid zu einem zweimal mit Noirc-Band besetzten glatten Rocke bildet. Den Kermel halten Bänder aus gestreiftem Stoffe zusammen. Die von dem Noirc-Gürtel herabfallende Bandschleife soll zur Befestigung einer Tasche, eines Körbchens oder eines sonstigen kleinen Gegenstandes dienen. Gut mit weißen Raletts und grauem Bande garnirt.

— Die Neuheit der diesjährigen Bade-Kostüme ist weniger in der Form, als in der Zusammenstellung der Stoffe zu suchen. Ein für die Bäder von Dieppe angefertigtes Kostüm zeigt blau und weiß gestreifte Wolle, durch weiße Einfähe mit rothen Querstreifen unterbrochen. Das aus einem Stück geschnittene Kostüm schließt vorn über einem quergestreiften Vag. An einem anderen derartigen Anzuge fällt roth punktirter, über ganz weißen Woll-Muffeln. Anstatt des ersteren verwendet man auch sehr häufig Foulard. Weiße, mit schmaler rother Soutache besetzte Muffeln-Bolants statten den Anzug aus. Die Hüte, unter denen die gewöhnliche Wachsstock-Kappe getragen wird, wenn die Damen nicht mit aufgelöstem Haare baden, was oft geschieht, stellt man aus farbigen, zum Anzuge passenden Stoffen her und garnirt sie mit demselben Stoff wie jenen.



Zu Bademänteln ist weißer oder rother Flanel und Rubbertoff am gebräuchlichsten. Bisweilen sind sie auch gestreift oder mit einer Stickerei umgeben, doch gelten die ganz weißen für die vornehmsten.

— Unsere Zeichnung stellt einen Schattenspender für Gärten und Seestrand in neuer, sehr gracvoller Ausstattung dar. Das Dach hat die Form eines Sonnenschirmes und besteht, sowie die Bekleidung des Innern, aus rosa Baumwoll-Damast, während die Kissen mit wassergrünem Segeltuch, welches auch die Draperien bildet, bezogen sind. Eine kleine Pompons-Franze verziert sämtliche Ränder.



— Eine sehr verwendbare Neuerung heißt: „Umbrella basket“. Es ist dies ein Schirmfuttoral aus geschmeidigem Rohrgesticht, das am oberen Ende in eine breite Kapsel für den Schirmgriff ausläuft, welche durch eine bewegliche Klappe sich öffnen und schließen läßt. Dieses Futtermal dürfte sich auf Reifen vortheilhaft bewahren.

B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die wohl allen Besuchern des Ostseestrandes bekannten Riesmuscheln, welche von Kindern gern in größeren Mengen gesammelt und als Spielzeug mit heimgebracht werden, dienen zur Herstellung der veranschaulichten zierlichen Gegenstände, eines Rahmens, eines Fischertörbchens und eines Blumenglases. Das hierbei angewendete Verfahren giebt einen Anhalt für die Herstellung weiterer derartiger kleiner Andenken.

Zum Rahmen dient ein vom Tischler angefertigter einfacher Holzrahmen als Grundlage. Die Breite des Modells beträgt 5 Cent. Dieser wird auf der oberen Fläche längs der Außenränder etwa 1/2 Cent. breit, wie auch längs der Dicke der Reisten mit schwarzem Ofen- oder Spirituslack glatt bestrichen. Dicht neben diesen schwarzen, blanken Rändern hat man alsdann einen kräftigen Bindfaden, stroff gespannt, mittelst Drahtstiftchen zu befestigen. Der Raum zwischen den Bindfäden ist mit dickflüssig angerührtem



Gyps anzugießen, auf dem die vorher gleichmäßig ausgefärbten und vergoldeten Muscheln, nach Vorschrift geordnet, festgedrückt werden. Letzteres muß möglichst schnell geschehen, da der Gyps rasch erstarrt und die Muscheln dann nicht mehr haften. Zum Vergolden der Muscheln befreit man sie zunächst auf der Außen-seite ganz dünn mit Vergolder-Del, das dreimal 24 Stunden antrocknen muß; dann erst werden sie mit Blattgold belegt und mit Watte abgeputzt. Ihre Innen-seite, sowie den Bindfaden-Rand und den noch sicht-bar gebliebenen Gyps befreit man schließlich, wenn die Muscheln völlig festliegen, mit Goldbrönze. — Die Form des Fischer-Körb-chens wird aus Löffelthon her-gestellt und muß so lan-ge trocknen, bis der Thon dem Druck nicht mehr nachgibt; alsdann überzieht man sie von außen mit in heißem Wasser erweichter Gummi-Knetmasse, die sich der Form genau anfügt; alle überflüssigen Ecken u. werden mit der Schere fortgeschritten, wodurch sich zugleich die zusammentretenden Rän-der noch fester verbinden. Größerer Festigkeit halber ist der Außenrand, sowie auch der Henkel mit einer Drahteinlage zu versehen. Nachdem der Leberzug in kaltem Wasser erhärtet, nimmt man die Thonform heraus und spült die Spuren derselben mit Wasser ab. Zur Verzierung dieses wasserdichten, zu Blumen ver-wendbaren Körbchens dienen naturfarbene Miesmuscheln, die an einem Lichte erhärtete Stücken Gummi-Knetmasse befestigen. An der Vorlage, welche bei 14 Cent. Länge an dem 6 Cent. hohen Henkel 4, an den Enden 7 Cent. Höhe mißt, verkleinern sich die Muscheln nach der Mitte zu, wo-durch die Form des Fischerkorbes scharfer hervortritt. Die Muscheln werden mit Vergolder-Del be-strichen und nach 24 Stunden mit etwas Brillantstaub bestreut; eine Schnecke (natürliches Schnecken-haus, das Thier aus Gummi-Knetmasse) vervollständigt die Aus-stattung. — Ein 16 Cent. hohes, nach oben sich verengendes Moftrich-oder Einmach-Glas dient dem Blumenglas als Grund-lage, das außer Muscheln noch Tannenzweige und Käfer aus Gummi-Knet-masse verzieren. Die Au-ßen-seite des Glases wird zunächst in derselben Weise wie die Mu-scheln mit Blattgold vergoldet und dann mit Miesmuscheln (wie-der mittelst erhärteter Gummi-Knetmasse) besetzt. Diese Muscheln zeigen an der Vorlage eine La-sur aus Bronze-Lincur, ebenso die Käfer, deren Flü-gel, wie es die naturgroße Darstellung veranschaulicht, aus Bucheckern bestehen; die Na-deln der Tannenzweige sind mit der Schere geschnitten und grünlich bronzirt. — Noch eine vierte, in einem Arbeitstörbchen bestehende Vorlage lassen wir in der technischen Nummer vom 5. August folgen.



hensseite des Glases wird zunächst in derselben Weise wie die Muscheln mit Blattgold vergoldet und dann mit Miesmuscheln (wie-der mittelst erhärteter Gummi-Knetmasse) besetzt. Diese Muscheln zeigen an der Vorlage eine La-sur aus Bronze-Lincur, ebenso die Käfer, deren Flü-gel, wie es die naturgroße Darstellung veranschaulicht, aus Bucheckern bestehen; die Na-deln der Tannenzweige sind mit der Schere geschnitten und grünlich bronzirt. — Noch eine vierte, in einem Arbeitstörbchen bestehende Vorlage lassen wir in der technischen Nummer vom 5. August folgen.



Wirtschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Kaffee im Garten.

Wir gaben gestern ein Fest und hatten damit, — ich darf es der Wahrheit gemäß gestehen, — einen Erfolg. Das war eigentlich mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte, denn das Fest war fast improvisirt. Von einer lustigen Schar junger Mädchen bestrahlt, gab ich nach und sagte: „Gut, wir wollen einen Kaffee geben, und Jede von Euch soll zeigen, ob und was sie von der Wirtschaft versteht; auch soll es kein Kaffee sein, bei dem man fleiß und gelangweilt um einen großen Tisch sitzt, nein, wir Alle wollen zeigen, was wir z. B. von den sogenannten Wiener Kaffee's gelernt haben. An verschiedenen Plätzen sollen sich kleine Gruppen zwanglos zusammenfinden, Mannigfaltigkeit sei die Forderung, Jedem „etwas“ bringen die Devise.“

Am Morgen des großen Tages trat meine junge Freiwilligen-schar in der Küche zusammen. „Nun, was könnt Ihr? Wer hat ein gutes Kuchen-Rezept und kann etwas baden?“ „Ich, ich, ich auch“, scholl es von allen Seiten. „Gut, dann ist uns ja ge-holfen, also vorwärts! Was kannst Du?“ „Ich kann Sahnen-Waffeln baden und habe das erforderliche Backeisen schon mitge-bracht.“ „Das ist schön, was gehört dazu?“ „125 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 5 Eier, 1/2 Liter saure Sahne. Die But-ter rühre ich zu Sahne, schlage dann abwechselnd die Eigelb und das Mehl hinein, gebe die Sahne und zuletzt den feiß geschla-genen Eiweißschnee hinzu, reibe mein erwärmtes Eisen mit einem Stückchen Speck tüchtig aus, thue einen Löffel von der Masse hin-ein, backe sie auf gelindem Kohlenfeuer und bestreue die fertigen Waffeln mit feinem Zucker.“ — „Und Du?“ „Ich weiß ein Sand-torten-Rezept, es besteht aus 1/2 Kilo Butter, 1/2 Kilo Kräftmehl, 1/2 Kilo Zucker, 2 Eiern, ein wenig abgeriebener Zitronenschale, etwas gestopener Vanille und einem Eßlöffel Rum. Die Butter rührt man zu Sahne, thut abwechselnd je einen Löffel Mehl, Zucker und 1 Eigelb hinzu, dann den Eiweißschnee und den Rum. Ich gebrauche eine Mehlspeisenform, die gut mit Butter-Papier aus-gelegt werden muß, und backe die Torte bei mäßiger Hitze im Ofen in einer Stunde.“

„Ich kann Schürzlechen, ich Kaffeeluchen machen, ich weiß ein Rezept für guten Zunderreiß zu Obstlechen!“ rief es in buntem Durcheinander. „Also Schürzlechen.“ — „Ist auch Backfett da? Schürzlechen und Spritzlechen müssen im Fett schwimmend gebaden werden.“ „Gewiß, nur vorwärts!“ „Zu Schürzlechen brauche ich 125 Gramm Butter, 250 Gramm Mehl, 65 Gramm Zucker, 2 ganze Eier, einen Tassenlopf Sahne; damit knete ich einen Teig, mangle ihn auf dem Brett ganz dünn aus, schneide mit dem Backrädchen längliche Stücke, mache in der Mitte eines jeden einen kleinen Schlitze und ziehe durch diesen das eine Ende. In einer Kasserole in reichlichem Fett schon gelb gebacken, müssen die Kuchen zum Abtropfen auf Löschpapier ge-legt und mit feinem Zucker bestreut werden. Ich kann aber auch Spritzlechen sogar ohne Spritze nur mit einer spitzen Papierdüte, von der man einfach eine kleine Spitze abschneidet, machen. Man drückt den Teig durch diese in Form eines S auf ein Blatt Papier, hält dasselbe so lange, bis der Teig sich löst, in kochendes Backfett und bäckt den Teig ebenfalls goldgelb.“

„D, ich möchte lieber Spritzlechen machen!“ Bitte, bitte 250 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, 1/2 Liter Milch und 7 Eier. Die Milch wird mit dem Mehl, Zucker, etwas abgeriebener Zitronenschale und einer Prise Salz gerührt, die Butter in eine Kasserole gethan; sobald die Butter sich aufgelöst hat, wird sie mit der eingerührten Masse vermischt, zu einem feissen Teig abgebrannt, unter den ich, so lange er noch warm ist, 2 Eier thue, während die übrigen 5 Stück erst hineinkommen, wenn er erkaltet ist; dann spritze ich ihn durch die Düte.“ „Sehr gut, mein Kind, hier ist das Gewünschte; nun gestatte ich noch einen Kaffeeluchen, dann aber ist's genug; für das Lebrige will ich schon selbst sorgen. Wer will Kaffeeluchen baden?“ „Ich, es ist ein altes erprobtes Rezept von meiner Großmutter.“ „Was willst Du dazu haben?“ „1/2 Kilo Butter zu Sahne gerührt, 1/2 Kilo Zucker, 1 Kilo Mehl, abgeriebene Zitronenschale, 3 Eier, einen Tassenlopf Milch und 150 Gramm Bäreme. Mit der lau-warmen Milch, dem vierten Theil des Mehls und der Bäreme, die zusammen gerührt werden, muß zuerst an der warmen Herd-stelle ein Hefenstück gemacht werden; ist dieses genügend aufge-gangen, wird es mit dem Teig vermischt; letzterer muß dann auf dem Backbrett dünn ausgerollt und mit einem leicht übergeführten Backrade in Stücke eingetheilt werden; auch muß er, ehe er in den Ofen kommt, noch einmal aufgehen. Es gehört aber noch ein Streufel dazu; wenn der Kuchen recht gut schmecken soll, muß ich ihn mit 1/2 Kilo gebräuter, geschälter und fein gewiegter Mandeln, unter denen einige bittere sein können, gemischt mit 1/2 Kilo Zucker, bestreuen dürfen.“ „Hier ist Alles, nun aber an die Ausführung.“ „Und so geschah es; die kleinen Meisterinnen fanden willige Hand-langer, und nach wenigen Stunden verbreitete sich ein angenehmer Duft frischen Gebädes; dieses selbst aber war mit wenigen Aus-nahmen als recht gelungen zu bezeichnen.“

Nun ging es in den Garten; wir suchten die geeignetsten Plätze aus, bestellten sie mit Stühlen und kleinen Tischen, die mit Hütle meiner Leinwand, einer Menge verschiedener, kunst-geflachter Decken und Decken ein lustiges Aussehen gewannen. Möglichst verführerisch in Körbchen geordnet, wurde das Gebäd hier und dort aufgestellt, dazwischen ein Paar Rosen, Nelken, Rohn-und Kornblumen, in kleinen Vasen oder Schalen zu frei gebun-denen Sträußen arrangirt. Jedes der jungen Mädchen übernahm einen bestimmten Platz oder ein bestimmtes Amt; sie errichteten sich kleine Büffels, die Unternehmendsten bauten sogar mit Hütle von Plaids und Decken ein Paar Buden, die mit Laub und Blumen geschmückt wurden und originell genug aussahen; überall aber erstreckte lange vor dem Beginn des eigentlichen Festes Lachen und heiteres Geplauder. So war, als die Gäste nahten, Alles in bester Ordnung; ein Jeder konnte ganz nach Belieben hier Kaffee, dort Chocolate, an einem dritten Platz gar „Eis-Kaffee“ haben, denn auch dafür hatten wir gesorgt, und selbst die „Strohhalme“, aus denen man ihn schlürfen muß, fehlten nicht. An einem be-sonders schattigen Plätzchen war eine Niederlage für Getränke an-derer Art eröffnet, zunächst allerdings nur für Soda- und Selter-wasser; als die Zeit indessen vorrückte, fand sich dort auch ein Fäßchen Bier und eine Erdbeer-Bowle, von der wir gemeint hatten, daß sie schier unergründlich sein müsse, eine Ansicht, die wir als unrichtig erkennen lernten. Von dienstbaren Geistern wurden in-zwischen die benutzten Geschirre entfernt, an die Stelle von Kaffee und Chocolate traten ein paar Obstlechen und Geseffrenes.

Nach Croquet, Bocca, Reifen, Ring und russischem Kegelspiel warteten die jungen Mädchen wieder unerdrossen ihrer Pflichten, überall dankbarste Anerkennung und Annahme ihrer Gaben sin-dend. Unter den älteren Herrschaften hatten sich ebenfalls kleine Gruppen zusammen gefunden. Der lange Sommerabend machte es vergessen, daß eine Einladung zum „Kaffee“ eigentlich an eine begrenzte Zeit gebunden ist, und da Keiner unserer lieben Gäste an Aufbruch dachte und wir uns ihres Bleibens freuten, war es gut, daß ich vororglich ein Nachtreffen in Bereitschaft hielt, aller-dings nur „kalte Küche“, doch fand auch diese allgemeinen Anflug und die Stunde, zu der wir von einander schieben, war eine ziem-lich frühe.

Gärtnererei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Rubrik „Gärtnererei“ steht, ebenso wie die „Briefmappe“, sowohl be-züglich der „Fragen“, als auch der „Antworten“ den Leserinnen zur freien Ver-fügung; doch behält sich die Redaction in jedem einzelnen Falle die Entscheidung über die Aufnahme des Eingekommenen vor.

Fragen.

- Blaue Hortensien.** — Auf welche Weise erzielt man blau blühende Hortensien? C. St. im Elsaß.
- Alpenveilchen zu züchten.** — Ich habe vom Rigi einige Alpen-veilchen mit den Knollen wohl erhalten mitgebracht; wie kann ich sie im Garten oder in Töpfen wieder zur Blüthe bringen? P. D.
- Bittere Gurken.** — Woran liegt es, daß die Gurken bitter werden? Langjährige Abonnentin in Lübeck.
- Obst abzunchmen.** — Wann und wie nimmt man am besten Äpfel und Birnen ab, die als Tafelobst Verwendung finden sollen? M. S.
- Grenat-Bäume.** — Wer kann mir eine Anleitung zur Pflege von Grenat-Bäumen geben? G. B. in P.
- Garten-Ameisen.** — Wie vertreibt man am besten die Garten-Ameisen, ohne den Anpflanzungen zu schaden? Frau H. in Linz.

Rathschläge.

Anlage neuer Erdbeer-Beete. — Da mit dem Beginn des August wieder die geeignetste Zeit für die Anlage neuer Erdbeer-Beete eintritt, möchten einige Rathschläge in dieser Beziehung vielleicht mancher Gartenfreundin willkommen sein. Bekanntlich liefern die Erdbeeren nur drei, höchstens vier Jahre lang reiche Erträge; man sollte daher auch bei einer Anlage in kleinsten Maßstabe den dazu bestimmten Raum in drei Theile sondern, all-jährlich nach der Ernte den ältesten Theil räumen und durch eine neu angelegte Pflanzung ersetzen. Die Erdbeeren lieben einen freien, sonnigen Standort und einen gut bearbeiteten, durch verrotteten Dünger gekräftigten Boden. Ein ausgenutztes Erdbeer-Beet kann erst nach einigen Jahren wieder erfolgreich mit derselben Frucht bebaut werden, sonst erzielt man trotz aller Pflege nur Magerernten. Am zweckmäßigsten ist die Anlage von 130 Cent. breiten Beeten, die mit drei Reihen von Pflanzen, im Abstand von je 50 bis 60 Cent., besetzt werden. Es ist ein großer Irr-thum, wenn man meint, bei einer dichteren Pflanzung reichere Ernten zu gewinnen. Die Stauden beschatten sich gegenseitig, ge-langen daher nicht zur vollkommenen Entfaltung und liefern nur kleine und weniger zahlreiche Früchte. Zur Bepflanzung der Beete verwende man nie alte Stauden, — weder ganz, noch getheilt; sie sind nicht so dankbar und lebenskräftig wie junge Ranken-pflanzen. Diese wählt man natürlich nur von besonders guten, großfrüchtigen, wohlschmeckenden und reichtragenden Sorten. Je kräftiger und besser bewurzelt die jungen Pflanzen sind, um so ergiebiger wird schon die nächste Ernte ausfallen. Den Vorzug verdienen deshalb die zuerst entwickelten, der Mutterpflanze am nächsten stehenden Ausläufer; man legt sie zum Verwurzen auf ein Beet mit gut verrotteter Kompost-Erde und bewässert sie hinreichend. Nach drei Wochen werden die jungen Pflanzen genügend erstarkt sein, sodah man sie auf die betreffenden Beete auspflanzen kann, was vorsichtig geschehen muß, ohne den Ballen zu beschädigen. Die junge Pflanzung erfordert zunächst fleißiges Gießen und im Herbst eine Bedeckung mit kurzem Dünger. D. W.

Stiefmütterchen. — Schon im ersten Frühjahr begrüßt uns das Stiefmütterchen mit reicher Blütenfülle, und noch im Spä-herbst erfreuen uns seine sommerfarbenen, schön gezeichneten Blumen. Gerade jetzt ist es an der Zeit, die Haupt-Ausfaat für einen zeitigen Frühlings-Flor zu machen. Vor allen Dingen trage man Sorge für guten Samen von schönen, großblumigen Arten und halte die Farben streng auseinander. Hat man ein leer stehendes Mittelbeet, so ist dies am zweckmäßigsten für die Anzucht der jungen Pflanzen; andernfalls kann man sich auch sogenannter Samenschalen, flacher Holztafeln und größerer Blumentöpfe be-dienen oder eine Ausfaat im freien Vornehmen. Vor Allem aber ist eine sehr kräftige und nahrhafte Erde erforderlich. Der Samen wird dünn gesät, leicht angebrückt, sanft überbraust und kaum 1/2 Cent. hoch mit Erde bedekt. Bis zum Keimen, was nach zwei Wochen geschieht, sind die Töpfe oder Beete schattig zu hal-ten oder durch eine dünne Lage von Waldbmoos vor den austrod-nenden Sonnenstrahlen zu schützen; sobald die jungen Pflanzen zum Vorschein kommen, wird das Moos nach und nach entfernt. Sollen sich die Sämlinge kräftig entwickeln, so müssen sie mehr-fach umgepflanzt werden. Das erste Mal geschieht dies, wenn man die Pflänzchen zu fassen vermag; später sind sie noch ein oder zwei Mal auf andere Beete zu verpflanzen, bevor sie im Herbst auf ihren Bestimmungsort gesetzt werden. Zwar verlangen die Stiefmütterchen immer ein gut gedüngtes Erdreich und eine freie, aber der Mittagssonne nicht ausgefetzte Lage; in ganz besonderem Maße gilt dies aber von ihrem letzten bleibenden Standorte. Da sie hier gleichzeitig eine Fülle von Blumen und Samentapfeln entwickeln, kann der Boden sehr viel Dünger, — am besten ist verrotteter Kuhmist, — vertragen. Oft wird die Bepflanzung der Stiefmütterchen Beete erst im Frühjahr vorgenommen; steht aber der Raum schon zur Verfügung, so ist die Herbstpflanzung ent-schieden vorzuziehen. Während des Winters bedürfen die Stiefmütterchen keines Schutzes; nur bei strenger, schneelofer Kälte ist eine leichte Deckung von Ginster oder Fichtenreisern angebracht. M. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Florentiner Strohhüte zu reinigen.** — Gibt es ein Mittel, Florentiner Strohhüte selbst zu reinigen? Schwefelblüthe bewährte sich nicht; sie nahm zwar den Schmutz fort, hinterließ jedoch die Regenflecke. A. S. in Leipzig.
- Römischer Punsch.** — Wer weiß mir ein durchaus zuverlässiges Rezept für römischen Punsch mitzutheilen? A. J. in Dillingen.

Antworten.

- (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
- Metall-Gegenstände zu bronziren (72).** — Metall-Gegenständen ein dauerhaftes Ansehen von cuivre poli zu geben, ist nur an-nähernd möglich, wenn sie ungebraucht als Decorationsstücke dien-en. Man bestreicht sie zunächst mit Rastir-Spiritus, überzieht sie dann, wenn dieser getrocknet ist, mit einer Messing-Bronze, die, als Pulver käuflich, nebst dem dazu gehörenden Lack in Drogen-Geschäften zu haben ist; schließlich kann man noch, wenn das Ansehen nicht glänzend genug sein sollte, eine leichte La-sur von feinem französischen Firnis daraufgeben. Doch darf dies ebenfalls erst geschehen, wenn die Bronze festgetrocknet ist und muß schnell ausgeführt werden, um sie nicht an einzelnen Stellen aufzuheben. V. G.
- Ochsenmaul-Salat (96).** — Einen Ochsenmaul-Salat bereitet man meist aus einem Rindsmaul und einem Paar Rindsfüßen, die in kochendem Wasser blanchirt, sauber gepulvt, mit Wasser, Salz und Wurzelwerk weich gekocht werden. Von den Knochen losgelöst, schneidet man das Fleisch in feine gleichmäßige Strei-fchen und mengt es mit Del, Essig, Kapern, gewiegten Sardellen, ein wenig Chalotte, schmeckt es mit Salz und Pfeffer ab, und kann nach Belieben auch fein geschnittene Pfeffer- und saure Gurken, so-wie hart gekochte Eier hinzufügen. V. M.
- Hausfrau in Leipzig.** — Bedenken Sie sich an die vom Fräulein-Bereim in Leipzig geäußerte Anhalt zur Ausübung weiblicher Dienstboten. Die Direction des Instituts empfiehlt den Hausfrauen, welche sich an sie wenden, stets gut geschulte Mädchen.
- E. B. in S.** — Wie machen wiederum darauf aufmerksam, daß wir auf Fragen aus dem Gebiet der Kosmetik oder der Medicin grundsätzlich keine Auskunft geben.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.